Züge teutschen Muthes und Hochsinns

nebst

einigen Gedichten verschiedenen Inhalts.

Gesammelt
und zur
Ausführung eines wohlthätigen Zweckes
herausgegeben
von

C. V. Sommerlatt.

Zweiter Theil.

L 65

Basel, 1821.
gedruckt in der Schweighauserschen Buchdruckerey.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorbericht.

Hier ist endlich der zweyte Theil meiner Sammlung:
„Züge teutschen Muths und Hochsinns rc."

Der um ein groſses ſpäter erſcheint als ich ſelbſt glaubte und in dieſem Glauben den Herren Subſcribenten zuſagte.

Unvorhergeſehene bedeutende Hinderniße verurſachten den Verzug, weshalb ich auf gütige Nachſicht zuverſichtlich hoffe. Erfreulich kann es mir übrigens nur ſeyn, daß viele Leſer des erſten Bandes in lauten Aeuſerungen dieſer Zögerung baldiges Ende herbey gewünſcht haben. — Statt des dritten Theil gebe ich zu Konſtanz heraus:

„Gemählde aus der Wirklichkeit
alter und neuerer Zeit
nebſt
verſchiedenen Gedichten und einigen beſondern Denkwürdigkeiten.
Mit 3 Kupfern."

Dieſes Buch wird ſchuldigſt, in Bezug auf die im Vorbericht des 1ten Bandes dißfalls gemachte Erwähnung im Preis à 1 fl. 36 kr. — Porto frey an

alle diejenigen resp. Herren Subscribenten geliefert, welche sich die Zusendung inzwischen nicht verbeten haben, (welches nur von sehr wenigen und unbedeutenden Individuen geschehen ist.)

Da die Hälfte des reinen Ertrags ebenfalls dem bereits bekannten wohlthätigen Zweck bestimmt und weiter diesem Buch eine getreue Schilderung, welche die vollständige Uebersicht des ganzen Unternehmens gibt, einverleibt ist, auch die Namen der thätigsten edeln Beförderer der guten Sache hier genannt sind, und weil endlich durch den Absatz dieses Buches — auf dessen Verschönerung das möglichste verwendet wird — die Summa, welche zur vollkommenen Begründung der wohlthätigen Anstalt erforderlich ist, erreicht werden dürfte, so lebt in mir der hoffnungsreiche Glaube, daß sich auch hierauf die Zahl der Herren Subscribenten wenigstens nicht vermindern kann.

Constanz im May 1821.

C. V. Sommerlatt.

I.

Erinnerung an Herzog Christoph von Wirtemberg. *)

Christoph, Herzog von Wirtemberg, war einer der ausgezeichnetsten und besten Fürsten, deren sich je das teutsche Vaterland erfreute. Ueber seine Größe, als Mensch und Regent, herrscht nur Eine Stimme in der Geschichte. Alle Geschichtschreiber, die seines Namens gedenken, stimmen darinn überein, es habe keiner von allen Fürsten Wirtembergs,

*) Anmerk. des Verfass. Die Hauptquelle zur Darstellung des Bildes dieses Fürsten, ist Balthasar Bidenbachs Bericht von dem Leben desselben. Dieser Bericht erschien im Jahr 1570 zu Tübingen, und wurde von Moser in den

die vor ihm lebten, oder nach ihm kamen, sich so große Verdienste um sein Land erworben, als sich Herzog Christoph erwarb. Und wenn wir einen aufmerksamen Blick werfen, auf die treffliche Verfassung, mit der er sein Land beglückte, und Glaubensfreiheit und Bürgerrechte schützte, so wie auf die Menge weiser Gesetze, die er in geistlichen und weltlichen Sachen gab, und auf die preiswürdigen Anstalten, die er zur geistigen und sittlichen Bildung seines Volkes errichtete, so liegt es außer allem Zweifel, daß die Nachwelt seinen Namen ehren wird, so lange in ihr das Gefühl für Tugend und Gerechtigkeit nicht erstirbt.

Aber es ist nicht bloß Wirtemberg, um welches sich Christoph große Verdienste erwarb; auch nicht bloß der schwäbische Kreis, für dessen Wohlfahrt er als Kreisoberster wirkte, sondern auf das gesammte teutsche Vaterland erstreckte sich seine Thätigkeit, da er mehr als einmal als Bevollmächtigter des Kaisers und des Reichs bei den wichtigsten Angelegenheiten,

---

9ten Band des patriotischen Archivs aufgenommen. Nächst ihm enthält Pfisters Lebensgeschichte des Herzogs (Tübingen 1819 und 20.) manche neue und wichtige Nachrichten. Außerdem ist auch Spittlers und Pfaffs Geschichte von Wirtemberg, wovon jene im Jahr 1783, diese aber 1819 erschien, mit obigen Schriftstellern verglichen worden.

und besonders als Friedensstifter bey den Streitigkeiten der Fürsten auftrat. Selbst an ausländischen Höfen suchte er durch seine Rathschläge für die Welt Gutes zu wirken. Daher war auch kein teutscher Fürst jenes Zeitalters in Europa höher geachtet als er. — Zwey Kaiser, wenn sie ihn gleich nicht liebten, Karl V. und Ferdinand I. achteten ihn hoch, und mit dem Nachfolger derselben, Maximilian dem II. stand er, wie überhaupt mit den edelsten Fürsten des Reichs, in vertrauter Freundschaft. Vier Könige von Frankreich, wiewohl ihre Denkungsart von der seinigen sehr verschieden war, fanden sich gedrungen ihn zu ehren und an dem mächtigen Hofe von Paris durfte er sogar in Frankreichs Religionsangelegenheiten ein freymüthiges Wort sprechen. Sigismund August, der berühmte König von Polen, stand mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel; und die geistreiche Königinn Elisabeth von England, gab ihm hinsichtlich seines Verstandes und Herzens, vor allen teutschen Fürsten jenes Zeitalters den Vorzug.

Durch die edelsten Eigenschaften, welche das Bild eines Menschen zieren können, zeichnete sich Christoph aus. Frühe getrennt von seinen Eltern, als sein unruhiger Vater, Herzog Ulrich, von dem Kaiser Karl V. in die Acht erklärt worden war, wurde er in die österreichischen Laude weggeführt, und wuchs unter der Leitung Wilhelms von Reichenbach, und nachher im Umgange mit seinem treuen Freunde, Michael Tiffernus, zu dem edeln Fürsten heran, als den ihn die Geschichte kennt. Später,

der gewaltigen Hand des Kaisers entflohen, kam er als neunzehnjähriger Prinz nach Frankreich, um die Freundschaft des Königs Franz des I. für sich und seinen Vater noch mehr zu befestigen, und blieb daselbst vom Jahr 1534 bis 1542. Aber unverdorben, wie er hinübergezogen war, kehrte er wieder in sein Vaterland. Sein edles teutsches Herz war nicht verloren gegangen.

In dem Eifer für das Wohl seiner Unterthanen übertraf ihn kein andrer Fürst, und wenige nur waren ihm gleich. Seit dem Antritt seiner Regierung wiedmete er sich ganz seinem Berufe, und das hohe Gefühl seiner Pflicht erleichterte ihm die Last seiner Sorgen. Für zwey oder drey geschickte und fleißige Männer, sagt Bidenbach, wären die Geschäfte, die er verrichtete, hinlänglich gewesen. Unermüdet hörte er die Vorträge seiner Räthe an, oder legte ihnen seine eigenhändig geschriebnen Entwürfe vor. Auf jedes Bedenken, so wie auf die Bittschriften die man ihm überreichte, gab er mit eigener Hand eine schriftliche, und wenn es nöthig war, ausführliche Antwort. Außerdem besorgte er selbst die Oberaufsicht über die fürstliche Haushaltung, verfaßte genaue schriftliche Anweisungen, nach welchen seine Kinder erzogen werden sollten, und führte einen starken Briefwechsel mit andern Fürsten, wovon uns Moser im patriotischen Archiv einige Urkunden mittheilt. *) Daher

*) Moser patr. Archiv Bd. 9. und 10. Neues patr. Archiv Bd. 2.

begann er gewöhnlich im Sommer schon Morgens um 5 Uhr seine Geschäfte, und setzte sie oft bis an den Abend fort. Schlief er bey Tag eine Weile, so ließ er sich durch seine Diener gewöhnlich nach einer halben Stunde wieder wecken. Saß er an der Mahlzeit, so blieb er selten über eine Stunde, und wenn er Geschäfte hatte, die keinen Verzug leiden konnten, so zog er oft während des Essens Schriften heraus, las sie und gab seine Entscheidung. Befand er sich auf der Jagd, so führte er, wie Plinius zu thun pflegte, Bücher und Schriften mit sich, und vertiefte sich in dieselben bisweilen so sehr, daß man ihn an das Jagen und Schießen erinnern mußte. Seine vielen Arbeiten und Sorgen raubten ihm manche Nacht den Schlaf; und wenn dann gegen Morgen ein erquickender Schlummer sich einstellen wollte, so wurde es ihm sauer zu seinen Geschäften aufzustehen. Und wiewohl er sein Gefühl nicht verbarg, (" hundert Gulden, „ sagte er manchmal in solchen Fällen, "wollte ich jetzt gerne um ein Stündlein Schlaf geben! „) so stand er dennoch auf, weil er sich erinnerte, daß seine Räthe zu ihm beschieden waren. Daher sagten seine Unterthanen von ihm, er habe jedermann Gutes gethan, nur seinem eigenen Leib nicht.

Dieser Thätigkeit lag sein hoher Eifer für Menschenwohl zu Grund, welches zu befördern als Fürst an Gottes Statt er sich berufen fühlte; und dieses Menschenwohl suchte er auf Freyheit zu gründen. Nicht auf Freyheit, die blos in eitlen Worten oder

leeren Trugbildern erscheint, sondern in weisen Gesetzen und in einer Verfassung sich aussprach, welche die Rechte des Niedrigsten wie des Höchsten im Volke sicheren, und die Wohlfahrt Aller befördern sollte. Tief fühlte er es, daß ein Fürst nicht blos seine Rechte ansprechen dürfe, sondern zugleich auch seine Pflichten erfüllen müsse und erklärte freymüthig einmal dem Gesandten des niederträchtigen Karls des Neunten von Frankreich, daß ein Fürst so wenig das Recht habe, seine Verträge gegen Unterthanen zu brechen, als diese gegen ihn.

In die einzelnen Gesetze, die er in geistlichen und weltlichen Sachen gab, und in die freye Verfassung näher einzugehen, welche er stiftete, ist hier der Ort nicht; und wir verweisen in dieser Hinsicht auf die schätzbaren Schriftsteller, die sein besonderes Leben oder die ganze Geschichte Wirtembergs beschrieben. Aber dieses dürfen wir hier nicht vergessen, daß er bey seiner Gesetzgebung vor allem die sittliche Bildung seiner Bürger vor Augen hatte. Er sah es, daß, welcher Verfassung sich auch ein Land erfreue, nur der sittlich gute Mensch wahrhaft frey zu nennen, und Fürst und Volk nur dann glücklich zu preisen seyen, wenn Religion und Tugend unter ihnen ihren Thron aufgeschlagen hätten. Daher sein Eifer, mit dem er für Kirchen und Schulen sorgte, und alles dasjenige aufrecht zu erhalten suchte, was gut und heilig genannt werden kann, und mehr als die Ruthe despotischen Zwanges auf ein freyes und gutes Volk

wirkt. Daher auch sein inniger Wunsch, daß besonders seine Staatsdiener Männer seyn möchten, welche dem Volk das Beyspiel eines rechtschaffenen und Gott gefälligen Lebens vor Augen stellten. Ein treuer Freund der Wissenschaften, nahm er sich der hohen Schule zu Tübingen an; aber weit entfernt, eine solche edle Anstalt als ein Mittel niedrigen Erwerbes zu betrachten, als ob der höchste Endzweck derselben wäre, ausländisches Geld zu gewinnen, hielt er vielmehr die Bildung edler Vaterlandsdiener als das schönste und höchste Ziel unverrückt im Auge. Und als man ihm vorstellte, es könnte durch die strengen Gesetze, die er zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit für Tübingen gab, mancher Ausländer vom Besuch dieser hohen Schule abgeschreckt werden, so gab er die vortreffliche Antwort: „Mir ist viel lieber, man sage, daß es zu Tübingen wenige, aber wohlgezogene Studenten gebe, als viele und ungezogene."

Mit diesem Freyheitsgefühl aber, das allein das ächte und edle ist, stand auch seine entschiedene Abneigung gegen das Pabstthum in Verbindung. Die Ketten der Denk- und Glaubensfreyheit, mit welchen Rom die Völker gefesselt hielt, und die Luthers großer Geist zu vernichten strebte, sah auch er als entehrend für die Menschheit an. Als ein fünfzehnjähriger Prinz, war er im Jahr 1530 mit Kaiser Karl dem Fünften, in dessen Landen er sich bisher aufhalten mußte, auf den Reichstag zu Augsburg gekommen, hatte auf seiner Reise Gelegenheit

gehabt, den heißen Drang des teutschen Volkes nach Glaubensfreyheit zu bemerken; lernte zu Augsburg die freysinnigsten deutschen Fürsten kennen, und hörte das heldenmüthige Wort, das Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg dem Kaiser sagte, und Fürst Wolfgang von Anhalt bestätigte: „Ehe ich meinen Gott und sein Evangelium verläugne, eher wollte ich vor Euer Kaiserlichen Majestät niederknieen, und mir den Kopf abhauen lassen!" Seitdem blieb ihm das päbstliche Joch verhaßt; eine Gesinnung, in der er wahrscheinlich durch den Umgang mit seinem edlen Freunde Tifernus noch mehr gestärkt wurde. Zwar noch kein Protestant dem Namen nach, so lange er in Frankreich sich aufhielt, verbarg er doch seine Gesinnung nicht; und das Feuer und Schwerdt vor Augen sehend, mit welchem König Franz der Erste die Denkfreyheit damals unter den Franzosen zu vertilgen suchte, vermochte er doch nicht seiner Denkungsart untreu zu werden. Zu Nizza, im J. 1538, als er einer Zusammenkunft des französischen Königs mit dem Papst Paul III. beywohnte, und der Herrscher von Frankreich mit allen seinen Großen sich niederbeugte, um dem Pabste durch den Pantoffelkuß zu huldigen, drang man auch von allen Seiten in ihn, diesem Beyspiel zu folgen; aber der teutsche Prinz weigerte sich standhaft, weil er eine solche Ehrenbezeugung für seine Würde entehrend hielt.

Ueberhaupt vereinigten sich so viele edle Züge in der Seele dieses Fürsten, daß jedes für das Gute und

Große entflammte Herz sich gedrungen fühlt, sein herrliches Bild zu lieben und zu achten. Ein hohes Selbstgefühl belebte sein fürstliches Herz; aber entfernt von allem Hochmuth bestand sein Stolz in nichts anderm, als in einer edeln Verachtung alles dessen, was ihm niederträchtig zu seyn schien; und leutselig dagegen gestattete er den Aermsten den Zutritt, unterhielt sich oft mit den Geringsten im Volke, und zog bisweilen Leute vom niedrigsten Stand an seine Tafel, wenn sie es durch ihre Rechtschaffenheit verdienten. Er verschmähte kein Vergnügen, das sich ihm darbot, wofern es ihm Zeit und Beruf erlaubte; aber er blieb mäßig im Genuß der Freuden, und erniedrigte sich nicht zum Sklaven einer unedlen Lust. Er war ein Mann von strenger Gerechtigkeit, wo es nöthig war, dessen zum Beweis er einmal einem unehrlichen Verwalter einen Galgen auf den Rücken nähen ließ, den er öffentlich tragen mußte; und doch war er auch nachsichtig gegen geringere Vergehen, und gewissenhaft, wenn er strafte, denn lieber, äußerte er, wolle er zehn Schuldigen zu wenig thun, als einem Unschuldigen zu viel. Er übte Freygebigkeit aus, aber es waren gewöhnlich ausgezeichnete Gelehrte, oder sonst verdiente Männer, oder hoffnungsvolle Jünglinge, oder bedrängte Arme, oder Menschen, die um ihres Glaubens willen verfolgt und vertrieben worden waren, denen er seine Wohlthaten erzeigte. Er liebte die äußerliche Pracht, und man hat ihm in dieser Hinsicht zuweilen schon seine große Baulust zum Vorwurfe gemacht, als ob er auf die vielen Gebäu-

de, die er aufführte, zu große Summen verwendet hätte; aber er war sonst ein sehr sparsamer Fürst, führte genaue Aufsicht über die Haushaltung an seinem Hofe, vermied viele unnöthigen Ausgaben, und bewahrte mit weiser Sparsamkeit die Einkünfte des Landes, so daß er durch die aufgesparten Feldfrüchte in theuren Zeiten dem Mangel und der Noth seiner Unterthanen steuern konnte. Auch wollte er nie auf ungerechte Art, durch willkührliche Eingriffe in das Vermögen seiner Unterthanen, oder der zu andern Zwecken ursprünglich bestimmten Stiftungen sich Geld zur Aufführung seiner Gebäude verschaffen, sondern bestritt seine Baulust aus eigenem Einkommen, und verschaffte dadurch in theuren Zeiten vielen bedrängten Unterthanen Brod und Verdienst.

Neben diesen schönen Eigenschaften ist besonders auch die Wahrheitsliebe zu bemerken, die ihn beseelte. Nicht bloß, daß er Wahrheit und Aufrichtigkeit an sich selbst liebte, sondern was von einem Fürsten einen hohen Begriff uns einflößen muß, auch von andern Wahrheit hören wollte, selbst wenn es seine Untergebenen waren. Wiewohl er ein Fürst war, der gerne selbst dachte und nach eigenen Einsichten zu regieren wünschte, so verlangte er doch keine Schmeicheley, die so oft den besten Fürsten verdirbt, sondern hörte den Rath freymüthiger Männer gern, auch wenn solche seiner Meynung widersprachen. Seine Räthe und Landstände, unter denen sich besonders Kaspar Wild ein bleibendes Andenken verschaffte,

redeten oft mit der größten Freymüthigkeit vor ihm; aber er blieb seinem Grundsatze treu: „Zwey Augen sehen mehr als eines!" und äußerte hochherzig, ein Herr müsse Diener haben, die ihn warnen und berichten, sonst sey ihm nicht wohl gedient. Daher gibt ihm Pfister das viel sagende Zeugniß daß man an seinem Hofe keine Schmeichler gefunden habe.

Nehmen wir zu diesen Tugenden noch seine Friedfertigkeit, und besonders seine Großmuth, so muß die Ehrfurcht die unser Herz ihm weiht, noch höher steigen. Wiewohl ein heldenmüthiges Herz in ihm schlug, wovon er als Prinz während seines Aufenthalts im Auslande bey der Armee des französischen Königs hinlängliche Beweise in mehreren Treffen gegeben hat, so verabscheute er doch den Krieg, und ehrenvoller schien es ihm, den Namen eines weisen Regenten im Frieden zu erwerben, als blutige Lorbeern zu erringen. Nicht nur seinem Lande erhielt er während seiner ganzen Regierung den Frieden, sondern er beförderte ihn auch in andern Gegenden Teutschlands dadurch, daß er oft als Friedens-Vermittler auftrat. Noch nach seinem Tode legte ihm daher Kaiser Maximilian II. den ehrenvollen Namen eines „hochverständigen und vernünftigen Friedensfürsten" bey. Und so war er auch als Privatmann geneigt, seine Feinde durch Großmuth zu besiegen, und lieber zu versöhnen, als durch Rache größere Feindschaft auf sich zu laden.

Hiervon gab er in Frankreich schon als zwey und zwanzigjähriger Prinz den herrlichsten Beweis. Durch die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes, durch seine ritterliche Tapferkeit, mit der er einmal bey einem Tournier den Ehrendank erwarb, und durch die hohe Gunst, in die er sich bey Franz dem I. gesetzt hatte, zog er sich damals viele Feinde und Neider zu, und man trachtete ihm einigemal nach seinem Leben. Als er zu Chastelleraud sich im Gefolge des Königs befand, und bey anbrechender Nacht in sein Haus zurückritt, von nicht mehr als zwölf teutschen Edelleuten und Dienern begleitet, so wurde er von fünfzig bewaffneten Meuchelmördern angefallen, die sich nebst einem Haufen andern zusammengelaufenen Leuten ihm in den Weg stellten. Er und seine Begleiter hatten blos ihre Degen bey sich; doch stieg er muthig mit ihnen vom Pferde herab, hieb einige Franzosen nieder, und bahnte sich mit dem Degen einen Weg durch die Menge, wobey ihm die goldene Halskette zerhauen, und er nebst einigen seiner Leute verwundet wurde. Der König ließ sogleich die Urheber und Thäter einziehen, und dem teutschen Helden übergeben, mit der Erlaubniß, mit ihnen nach Gutdünken zu verfahren. Christoph schenkte ihnen Leben und Freyheit. Großmüthig sagte er, es sey an denen genug, die auf dem Platze geblieben seyen; diese hätten für die andern gebüßt.

Was aber zuletzt den Werth aller dieser Vorzüge an ihm erhöht, und auf sein herrliches Bild einen

herrlichen Glanz wirft, dessen Strahlen in keiner Todesnacht erlöschen, das ist seine fromme, an Gott glaubende, und dessen heiligen Willen ergebene Gesinnung. Jener göttliche Geist, der als Glaube das Gemüth durchdringt, als Gebet in Worten sich ausspricht, und als ächte Gottesfurcht in edlen Handlungen sich darstellt, hatte das Innerste des Fürsten ergriffen, und war der schönste Schmuck seines Lebens. Groß ist ein Fürst, welcher Gutes thut; größer, wenn er es um des Guten willen selbst thut; — am größten aber, wenn er das Gute im Bewußtseyn eines höhern Geistes vollbringt, der ihn ermahnt und leitet. Und deswegen steht Herzog Christoph unter den größten Fürsten, die je einen Thron zierten.

Von diesem Geiste der Religion belebt, sah er ruhig seiner irdischen Vollendung entgegen, und segnete die Todesstunde als sie ihm schlug. Solche edle Seelen kann die Herrlichkeit der Welt, und wäre es auch der Besitz des glänzendsten Throns, nicht fesseln; und der letzte kummervolle Gedanke an die Zurückbleibenden, die an der Todtengruft weinen, verwandelt sich im Aufblick zu der ewig waltenden göttlichen Liebe und Vorsicht in freudige Hoffnung. Christoph hatte ohnedies in der Welt viel Unangenehmes erfahren, und die Eitelkeit des irdischen Glückes kennen gelernt. Als Knabe war er auf Befehl des Kaisers dem elterlichen Hause entrissen und nach Oestreich geführt worden; und hätte nicht seines treuen Freundes Tiffernus Hand ihm den

Weg zur Flucht gebahnt, so hätte wahrscheinlich Wirtembergs edelsten Fürsten das schmähliche Loos getroffen, in einem spanischen Kloster sein Leben sklavisch und nutzlos für die Menschheit zuzubringen. Als Jüngling kam er an den französischen Hof, und mehr als einmal wurde sein Leben nicht nur durch Krieg und Pest, und in einem gefährlichen Sturm auf dem Meer, sondern auch von Giftmischern und Meuchelmördern bedroht. Als er nachher zur Regierung gelangte, so fand er ein Land, das vom Feinde verheert, und mit Schulden bedrückt war. Er erlebte Mißwachs, und theure Jahre, und konnte, wiewohl er viel Gutes that, nicht allem Elend so steuern, wie es sein gutes Herz wünschte. Dazu kam noch der häusliche Kummer, den ihm seine beiden Söhne bereiteten. Der ältere, mit Namen Eberhard, starb noch einige Zeit vor seinem edeln Vater, als ein Opfer seines ausgelassenen Lebens, und alle Bemühungen des Fürsten, und selbst die rührendsten väterlichen Briefe, die er an seinen Sohn, kurz vor dessen und seinem eigenen Tode schrieb, waren an ihm verloren. — Der jüngere, mit Namen Ludwig, war zwar besser, als sein Bruder, aber doch nicht von der Art, daß er große Hoffnung eines ausgezeichneten Fürsten von sich erweckt hätte.

Ermüdet daher von den Widerwärtigkeiten seines Lebens, von den Sorgen seines schweren Berufs, und von den Beschwerden einer vieljährigen Krankheit,

Christophs fromme Seele, die Stunde seines Abscheidens vor Augen, und blickte ihr muthig entgegen. „Wenn ich, sagte er," hundert Jahre Lebens mit einem Heller erkaufen könnte, ich würde es nicht thun; ich hoffe vielmehr, Gott wird mich bald zu seinen Gnaden nehmen; und der ist kein guter Christ, der solches nicht von Herzen wünscht und erbittet." In seinen letzten Tagen äußerte er, daß er nur deswegen Arzney gebrauche, damit es nicht scheine als verachte er die Mittel, und versuche Gott. „Aber," setzte er hinzu, „wenn das von Gott bestimmte, und von mir erwartete Stündlein kommt, so hilft alles nichts, es muß doch einmal gestorben seyn; und selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; unsere Bürgerschaft ist im Himmel!" Desgleichen tröstete er seine bekümmerte Gemahlin. „Wenn das erwartete Stündlein kommt," sagte er," daß ich von hinnen scheiden soll; dann singet alle mit einander: Mit Fried und Freud fahr ich dahin!„

Christoph starb den 28. Dezember 1568. in einem Alter von 53 Jahren, und nach einer 18jährigen Regierung. Frühe zwar starb er für sein Volk, aber lange genug, um in den Herzen der Nachwelt fortzuleben. „So wie man um ihn geweint habe", sagt Bidenbach, „mit solchen Thränen habe man noch wenig große Herren begraben; und hätte man mit anderer Menschen Tod sein Leben erkaufen können,

so hätte es Leute genug gegeben, die für ihn lieber gestorben wären, als daß sie ihn begruben. "

Viel gibt es der ehrenvollen Zeugnisse, die ihm, dem Unvergeßlichen, wie ihn Pfaff in der Geschichte von Wirtemberg nennt, noch nach Jahrhunderten beigelegt werden. Aber ehrenvoller und bedeutender dünkt mich keines dieser Zeugnisse zu seyn, als das Urtheil, welches Moser im patriotischen Archiv ausspricht. Dieser Schriftsteller war einer der edelsten, die je in Teutschland lebten; entfernt von ungerechter Tadelsucht, aber auch bedachtsam bey seinem Lob, und von einem Geist der Freymüthigkeit durchdrungen, der selbst den Fürsten seiner Zeit die kühnste Wahrheit zu sagen sich nicht scheute. Derselbe Moser, in dem so oft die Stimme des Weltgerichts der Wahrheit sprach, spricht mit einer Wärme von dem großen Herzog Wirtembergs, wie nur der Edle im Bewußtseyn des Edlen sie empfinden kann. „Wie wohl thut es", ruft Moser aus„, das „liebliche Bild eines solchen Fürsten anzuschauen, „und den schönen Gang seines wohlthätigen Lebens „bis zum letzten Schritt — bis zum Ziel, wo ihn „Siegerlohn, erwartet zu begleiten! Auch ich habe „mich oft an ihm gelabt und erquickt, und wenn „ich je mein Wirtembergisches Vaterland wieder be„treten sollte, werde ich zum Grabmal, das diesen „guten Fürsten verschließt, wahlfahrten, und an „dessen Stufen auch mein Dankopfer Gott darbrin„gen!".

Diese Worte eines Wirtembergers, ausgesprochen im Geiste des Volkes, sind um so merkwürdiger, weil in ihnen die schönste Erfüllung einer von Christoph selbst angegebenen Weißagung liegt. Als man ihn einmal um die völlige Bestätigung seiner Gesetze und Verfassung bat, so antwortete der edle Herzog: „Ich werde alles so versehen, daß nicht nur ihr, sondern auch eure Nachkommen mir unter der Erde noch danken werden!“

Ja! sie ist erfüllt deine Weißagung, großer teutscher Fürst! — Deine Gebeine modern, aber dein Name lebt noch im Segen, und deine Verdienste sterben nicht!

Friedrich Sonntag.

II.

Edle Züge einiger Fürsten aus dem sächsischen Hause.

1.

Leutseligkeit des Herzogs Heinrich.

Herzog Heinrich von Sachsen, der Vater der berühmten sächsischen Kurfürsten, Moriz und August, bekannt durch die Reformation, die er in seinem Lande einführte, stand mit seinen Unterthanen in einem Verhältniß, wie ein guter Vater mit seinen Kindern. Wie gutmüthig und herablassend er war, beweist folgender edler Zug, den uns schon Moser im patriotischen Archiv Band 12. S. 540 bis 542 mittheilt.

Den 31. July 1526. wurde ihm sein zweyter Sohn August geboren. Weit entfernt aber bey der Wahl

der Taufpathen bloß auf hohen Rang und Stand zu sehen, wählte er einen seiner Unterthanen, und der Beweggrund dazu war einzig dessen erkannte Frömmigkeit. Es war der ehrwürdige Archidiakonus Apt zu Kemniz, den er durch einen besondern Brief ersuchte, als Taufpathe seines Prinzen zu erscheinen. „Weil wir“, schrieb unter anderm der Herzog, „zu Euch sonderliche Meinung tragen, begehren wir gütlich bittend, Ihr wollet auf Sonnabend nach Assumtioni Mariae gegen Abend zu Freiberg bey uns einkommen, und Sonntags darnach unsern Sohn nach christlicher Ordnung zum Sakrament der heiligen Taufe bringen helfen, alsdann des Kindes Pathe, auch unser und unsrer lieben Gemahlinn lieber Gevatter seyn.“

Der Archidiakonus erschien zur bestimmten Zeit, und wohnte als Taufpathe der heiligen Handlung bey. Nach Beendigung derselben gab er einen Dukaten zum Pathengeschenke für den Prinzen, mit der Entschuldigung, daß er kein würdiges Geschenk für einen solchen Prinzen hätte. Der Herzog aber antwortete: „Ich habe nicht hierauf gesehen, sondern es war mir bloß an Eurem andächtigen Gebet gelegen“ – und machte ihm einen mit Dukaten gefüllten Becher zum Gegengeschenk.

2.

Großmuth des Herzogs Ernst des Frommen.

Zur Zeit der dreyßigjährigen Krieges diente Herzog Ernst, der Stammvater der gothaischen Linie, einige Jahre als Oberster eines Reiterregiments bey der schwedischen Armee, und wurde im Jahr 1633. zum Statthalter von Würzburg und Bamberg ernannt, welche Länder durch die schwedische Armee erobert, und einstweilen zu einer Belohnung für Bernhard von Weimar bestimmt waren.

Ernst hätte nun Gelegenheit gehabt, in diesen eroberten Ländern sich auf Unkosten von Leuten zu bereichern, welche seine und seiner Religion Feinde waren. Aber über alle unedlen Leidenschaften erhaben, und obgleich er jeden Augenblick den Wechsel des Kriegsglücks fürchten mußte, regierte er mit einer solchen Uneigennützigkeit, Menschlichkeit und Gewissenhaftigkeit, als ob es sein eigenes Vaterland wäre.

Als nach der Nördlinger Schlacht der fränkische Kreis wieder von der östreichischen Armee besetzt wurde, so kehrte der Bischof von Würzburg, Franz von Hatzfeld wieder in seine Heimath zurück, und legte vor dem Erzherzog Leopold das Zeugniß ab: „Herzog Ernst hat besser gehaushaltet und für Stadt und Land gesorgt, als ich selbst, wenn ich zugegen gewesen wäre!" — Dieses Zeugniß, das damals ein protestantischer Fürst aus dem Munde eines katholi-

schen Bischofs erhielt, ist eines der ehrenvollsten von allen, welche die Geschichte kennt; und wurde deswegen ausdrücklich auf dem Ehrendenkmal, welches Herzog Friedrich II. seinem frommen Großvater im Jahr 1729. in der Margarethen Kirche zu Gotha errichten ließ, für die Nachwelt bemerkt.

Wie vortrefflich dieser Fürst, der so großmüthig gegen seine Feinde war, sein eigenes Land regierte, bedarf kaum einer Erwähnung. Keiner der Fürsten übertraf ihn an Herzensgüte, Weisheit, Gerechtigkeit und Gottesfurcht. Nichts lag ihm so sehr am Herzen, als das Wohl seines Landes. Jede Mühe und Beschwerde war ihm leicht, für sein Volk, dem er zur Zeit des schrecklichen dreyßigjährigen Krieges von Gott als ein Retter zugesandt worden war. Oft raubte ihm die Sorgfalt, mit der er selbst auf seinem nächtlichen Lager über das Beste seiner Unterthanen nachdachte, den Schlaf, so daß er bisweilen um Mitternacht aufstand, durch ein Glöckchen einen seiner Diener zu sich rief, und ihm diktirte, was ihm eingefallen war, um es nicht bis zum künftigen Morgen wieder zu vergessen. Seine höchste Belohnung, deren er sich zu getrösten pflegte, war der Beyfall Gottes. „Was würden mir“, sagte er, „Land und Leute helfen, wenn ich das ewige Leben verlieren sollte?“ —

(Vgl. Eyring Vita Ernesti Pii, Seite 25. — Cyprian, Consecratio Ernesti. — Gelbke, Herzog Ernst der Fromme. Bd. 1. S. 60. Bd. 2. S. 165. u. 166. und S. 249.)

3.

Edler Stolz des Herzogs Bernhard von Weimar.

Dieser Fürst war der jüngere Bruder des eben erwähnten frommen Herzogs Ernst von Gotha, und steht bekanntlich in der Reihe der größten Helden seines Jahrhunderts. Schon hatte er sich durch seine Thaten unter Gustaph Adolf, und nachher als Anführer eines eigenen Heeres, einen ausgezeichneten und furchtbaren Namen im dreyßigjährigen Krieg erworben, als er im Jahr 1636. nach Paris reiste, um dort persönlich über die Angelegenheiten des Kriegs mit dem König zu reden. Ludwig XIII. obgleich er kurz vorher den Herzog von Parma auf die freundschaftlichste Weise empfangen hatte, empfieng den teutschen Herzog mit einem beleidigenden Hochmuth, und wollte ihn wie einen gewöhnlichen Offizier behandeln. Bernhard aber behauptete seinen teutschen Nationalstolz gegen den französischen König. Als Ludwig sich bedeckte, in der Erwartung, der Teutsche müsse mit entblößtem Haupt vor ihm stehen, so setzte Bernhard ungeheißen seinen Hut vor ihm auf; und als der König sich nieder setzte, ohne dem Herzog einen Stuhl anzubieten, so sah sich dieser selbst nach einem Stuhl um, und setzte sich neben ihn. Schon wollte sich der König entfernen, aber durch Richelieus vernünftige Vorstellungen, bewogen kehrte er wieder um, nahm seinen Hut ab, und fieng an mit der größten Höflichkeit zu reden.

Augenblicklich entblößte Bernhard sein Haupt, und erwiederte des Königs Höflichkeit; so daß er während seines ganzen Aufenthalts zu Paris fortan die höchsten Ehrenbezeugungen genoß.

(Vgl. Bilderbeck Kriegs- und Friedensanekdoten, Band 3. S. 37. und Gelbke im Leben Ernsts des Frommen, Seite 33. welche beyde in der Hauptsache überein stimmen.)

III.

Züge der Gottesfurcht aus dem Leben Friedrich Wilhelms des Großen von Brandenburg. *)

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, wird gewöhnlich der große Kurfürst genannt, und verdient diesen Namen mit Recht; denn er war der Retter und Wiederhersteller seines Landes, welches durch Krieg, Pest und Hunger verödet und entvölkert war. Während des dreyßigjährigen Krieges, trat er im Jahr 1640. seine Regierung unter den traurigsten Verhältnissen an, und ließ mit seinem Tode das Land in einem blühenden Zustande zurück. Seiner Regentenweisheit verdankt Preußen sein Ansehen, zu dem es mit ihm und nach ihm gelangte.

*) Vgl. Pufendorf, de rebus gestis Frederici Wilhelmi; Seyler Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Großen; und Horn Leben Friedrich Wilhelms des Großen, Kurfürsten von Brandenburg.

Ueber seine vortreffliche Denkungsart als Mensch und Regent, hat die Geschichte das ehrenvollste Urtheil ausgesprochen. Aber die Zierde seiner Tugenden war seine Liebe zur Religion, die frey von Aberglauben und Verfolgungssucht, aus dem wärmsten Herzen hervorgieng.

Seinen frommen Sinn — seine Ehrfurcht gegen Gott und sein festes Vertrauen zu ihm — bewies er durch sein ganzes Leben. Jede Gelegenheit ergriff er mit Freuden, diese Gesinnung vor der Welt zu zeigen. Als er bey Berlin einen Garten anlegte, und seine erste Gemahlinn, Louise von Oranien, ihm zu Ehren an den Eingang des Gartens eine Bildsäule stellen ließ, so sollte an das Fußgestell derselben eine Inschrift gesetzt werden. Diese Inschrift verfaßte der Kurfürst selbst, mit den Worten: „Herr, zeige mir den Weg, den ich wandeln soll."

Mit diesem gottesfürchtigen Sinne belebt, war ihm nichts mehr zuwider, als die Entweihung der Religion durch Wort oder That. Er gab viele vortreffliche Verordnungen, die Religion und Frömmigkeit in seinem Lande zu befördern, und bestrafte, so mild er sonst war, unerbittlich jedes Vergehen, wodurch ein öffentliches Aergerniß hinsichtlich des Glaubens oder der Sittlichkeit gegeben wurde. — Die Strafgelder, welche von solchen Vergehungen fielen, wendete er bloß zur Ausbesserung und Verschönerung der Kirchen an. Ein reicher Nadler zu Berlin stieß

einst öffentliche Gotteslästerungen aus. Der Kurfürst erfuhr es, strafte ihn um 200 Thaler, und verwendete das Geld zur Pflasterung des neuen Marktes. — „Dieses Geld", sagte er, „soll dazu dienen, daß die frommen Kirchengänger einen bequemern Weg haben."

„Was er aber von seinen Unterthanen verlangte," sagt Horn in der Lebensgeschichte des Kurfürsten, Seite 101, „that er selbst, wie ein vorleuchtendes Muster, und sein Leben gibt den erfreulichsten Beleg, wie das Christenthum die Demuth und Kraft zu Einem Kranze vereinigt."

Besonders zeigte sich seine eigene, tief in seinem frommen Gemüthe gegründete Gottesfurcht, in den ernstesten Augenblicken seines Lebens, als er auf eine Art starb, wie nur der Christ, im vollen Gefühl der Wahrheit seines Glaubens und der Kraft eines guten Gewissens sterben kann.

Schon viele Jahre hatte er an Gicht und Podagra gelitten, und die Abnahme seiner Kräfte gefühlt; aber erst im Jahr 1688 unterlag er der Gewalt seiner schmerzlichen Krankheit. Er fühlte die Nähe seines Todes, und stand daher den 27. April, zwey Tage vor seinem Tode, von seinem schmerzlichen Krankenlager auf, und verlangte noch einmal den ganzen Staatsrath nebst seinem ältesten Prinzen vor sich zu sehen. Als sie seinem Verlangen gemäß erschienen waren, so erklärte ihnen der fürstliche Greis, da-

mals 68 Jahre alt, die Ursache warum er sie berufen habe, sey das Bewußtseyn seines nahen Todes; er habe sie noch einmal vor seinem Ende sehen, mit ihnen sprechen, und Abschied nehmen wollen. Dann wendete er sich zuerst zu seinem Sohne, dem Kurprinzen Friedrich. Gottes Hülfe und Segen sey durch sein ganzes Leben mit ihm gewesen, und seiner Gnade verdanke er es, daß seine lange Regierung bey allen Kriegen und Widerwärtigkeiten doch glücklich gewesen sey. Zugleich ermahnte er ihn, mit Vorsicht und Weisheit zu regieren, den erworbenen Ruhm des brandenburgischen Hauses zu behaupten, und sich bey seinen Unternehmungen guter und getreuer Räthe zu bedienen. Hierauf redete er seine Staatsräthe an, dankte ihnen für die treuen Dienste die sie ihm erwiesen hätten, und ermahnte sie, gleiche Liebe und Treue auch seinem Sohne und Nachfolger zu beweisen. Er bedaure nur, sagte er, daß er bey den bösen Zeiten, die er gehabt, seinen Unterthanen die Last nicht immer habe so erleichtern können, wie er es gewünscht habe. Während dieser Rede schwammen die Augen aller Anwesenden in Thränen, und als er sie beendigt hatte, so trat der berühmte Herzog Friedrich von Schomberg, der an der Spitze des Saatsraths stand, vor den frommen Fürsten, um ihm und seinem Hause seine fernere Treue zu geloben. Die übrigen folgten diesem Beyspiele, während der Fürst in die tiefste Rührung versank. Nach beendigter Versammlung wurde er in sein Schlafzimmer zurückgetragen. Er verlangte

seinen Sohn noch einmal, ließ ihn niederknieen, gab ihm in den rührendsten Ausdrücken seinen Segen, und ermahnte ihn wiederholt zu allem Guten. Von sich selbst erklärte er, daß er genug gelebt habe, und bereit sey, das Irdische zu verlassen. Gott habe ihn mit Wohlthaten überschüttet, und es sey daher nichts billiger, als den Geist der Hand Gottes wieder anzuvertrauen, von dem er gekommen sey. Bald darauf traten seine beyden Hofprediger herein, Johann Berg und Christian Koch, zwey Männer, die bey ihm in großer Achtung standen. „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr an jenem Tage geben wird."

Von nun an widmete er seine ganze noch übrige Lebenszeit den Betrachtungen und Unterredungen über himmlische Dinge, so viel es ihm seine wenigen Kräfte erlaubten. Die Prediger warfen sich auf die Kniee nieder, und beteten mit ihm. Auch alle seine Kinder ließ er jetzt niederknieen, ermahnte sie insgesammt, Gott vor Augen zu haben und der Religion treu zu bleiben, und gab jedem besonders seinen Segen mit den rührendsten Ausdrücken, so daß alle Umstehenden reichliche Thränen vergossen. Seine Schmerzen suchte er aus Schonung für die Seinigen, so viel als möglich zu unterdrücken, und sich selbst durch schöne Aussprüche der heil. Schrift aufzurichten. „Herr, wenn ich dich nur habe", hörte man ihn beten, „so frage ich

nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch meines Herzens Trost und mein Theil!"

Noch am 29sten April, welches sein Todestag war, hörte man ihn bey anbrechendem Morgen beten um Segen für sein Haus, und um ein seliges Ende für sich selbst. Seine Kräfte nahmen zusehends ab, aber er ermannte sich selbst, gab seinen Kindern, die rings um ihn her an seinem Bette knieten, noch einmal seinen Segen und sprach mit gelassener Stimme: „Ich komme mir jetzt nicht anders vor, als wie der Erzvater Jakob, da er seine Kinder segnete." Je näher er dem Tode kam, desto öfter wiederholte er den Spruch: „Ich weiß daß mein Erlöser lebt", und mit diesen trostreichen Worten im Herzen, schlief er um die neunte Stunde des Morgens still und gelassen ein, indem er sich selbst noch die Augen zudrückte. Alle Umstehenden weinten, und die Prediger die ihn sterben sahen, sprachen mit feierlicher Stimme, beyde zugleich: „Unsere Seele sterbe den Tod dieses Gerechten!"

X.

IV.

Edles Benehmen
des
Kaisers Leopold des Ersten
gegen
den Prinzen Eugen. *)

Einer der blutigsten und ruhmvollsten Siege, welche je erfochten wurden, war der Sieg bey Zenta, welchen Prinz Eugen von Savoyen den 11ten September 1697. über die Türken errang. Die türkische Armee, obgleich sie der Zahl nach weit überlegen und durch Schanzen gedeckt war, wurde Abends um 6 Uhr angegriffen, und noch an dem nämlichen Tag völlig geschlagen. Nach Verfluß von zwey Stunden waren 22000 Feinde auf dem Schlachtfeld gefallen, worunter der Großvezier Elmas Memed Bas-

*) Aus den Lebensbeschreibungen dieses Helden gezogen.

sa, und der Janitscharen-Aga Machmud Bassa sich befanden; 15,000 wurden in die Theiß gesprengt, oder gefangen genommen. Auch wurden 9,000 Wägen, 15,000 Ochsen, 7,000 Pferde, 6,000 Kameele, 160 Kanonen, 500 Fahnen und Standarten, 7 Roßschweife, und außer andern Kostbarkeiten die reiche türkische Kasse erobert. *)

Die außerordentliche Freude, welche die Nachricht dieses Sieges verbreitete, war um so größer, je mehr man vorher wegen der Ueberlegenheit der türkischen Armee in großer Besorgniß gewesen war. — Aber der Ruhm dieser Heldenschlacht, durch welche sich Eugen die Ehrfurcht von ganz Europa erwarb, erregte ihm auch den heftigsten Neid seiner Feinde und Nebenbuhler. Besonders war es der Feldmarschall Aeneas Graf von Caprara, damals Geheimrath und Vicepräsident des Hofkriegsraths zu Wien, welcher aus neidischer Furcht, es möchte sein eigener in den Türkenkriegen erworbener Ruhm, durch Eugens Thaten, verdunkelt werden, den Prinzen zu stürzen suchte.

Eugen hatte nämlich, nicht nur ohne Genehmigung des Hofkriegsraths, sondern sogar gegen den

*) Eine andere Angabe unterscheidet sich in der Anzahl der eroberten Kanonen, Wägen, Ochsen, und Pferden, stimmt aber in der Zahl der getödteten Feinde, und in allem übrigen überein.

Willen desselben die Schlacht gewagt. Der Kaiser hatte ihm vorher den ausdrücklichen Befehl zugesandt, keine Hauptschlacht zu wagen. Ein Eilbote mit einem Brief, worin dieser Befehl wiederholt wurde, war kurz vor dem Treffen noch angekommen. Eugen aber, von dem Inhalt des Briefs zum voraus überzeugt, so wie von dem glücklichen Ausgang seiner Unternehmung, erklärte, er habe jetzt nicht Zeit, das Schreiben zu erbrechen und zu lesen, weil er so eben im Begriff sey, die Türken anzugreifen; aber nach Beendigung der Schlacht wolle er es thun. Und so griff er an, und gewann einen der berühmtesten Siege, deren die Geschichte gedenkt.

Diese Gelegenheit ergriff Caprara, den Helden förmlich anzuklagen. — Die vom Prinzen gelieferte Schlacht sey nichts als ein verwegener Streich, durch welchen der Kaiserthron und die Monarchie aufs Spiel gesetzt worden sey. Durch diese einzige Unternehmung hätte er leicht alles ins Verderben stürzen können. Er müßte daher vor ein Kriegsgericht gestellt und sein Ungehorsam bestraft werden.

Kaum war der Prinz von der Armee in Wien angelangt, so wurde ihm von dem Hofkriegsrath der Arrest angekündigt, und sein Degen abgefordert. — „Hier ist er", rief der Held, „wenn ihn der Kaiser verlangt. Noch raucht er vom Blute der Feinde. Und ich begehre ihn nicht wieder, außer wenn ich ihn für seinen Dienst gebrauchen soll!"

Durch dieses Benehmen befestigte der Prinz die Liebe und Ehrfurcht, die er sich bereits bey allen Gutgesinnten erworben. Der Kaiser, innigst gerührt, wies jede Beschwerde gegen den Prinzen ab, und erklärte seinen Feinden, daß er durchaus von keiner Klage hören wolle. „Davor bewahre mich Gott", rief er hochherzig aus, „daß ich den Mann, durch welchen mir Gott so viele Gnade zuwenden wollte, wie einen Missethäter vor das Gericht fordere. Ich bin solcher göttlicher Wohlthat nicht werth; wie sollte der noch schuldig seyn, dessen sich Gott als ein Werkzeug bedient hat?"

Hierauf wurde der Prinz vor den Kaiser geführt. Leopold empfieng ihn mit den höchsten Ausdrücken seines kaiserlichen Wohlwollens, dankte ihm als einem Retter des Vaterlandes, gab ihm die ausgezeichnetsten Ehrenbelohnungen, und ertheilte ihm, was seine Neider am meisten beschämen mußte, die Vollmacht, künftig nach eigenem Gutdünken im Kriege zu handeln.

X.

V.

Eigenhändiges Schreiben *)
des
Markgrafen Karl Friedrichs von Baden
an seine Minister,
beym Schlusse des Jahrs 1777.

Ein Denkmal
der
Gewissenhaftigkeit und Berufstreue
dieses unvergeßlichen Vater des Vaterlandes.

„Abermals ist der Lauf eines kummervollen **) Jahrs seinem Ende nahe, und meine bedrängte Seele wirft sich selbst die Frage auf, welche Pflichten sind in diesem verflossenen Jahre erfüllt, welche verabsäumt worden? Es soll dieses, ich weiß es, die Frage

*) Dieses Schreiben des unvergeßlichen Markgrafen und nachher Großherzog Karl Friedrich, haben wir aus der Geschichte von Baden unter Karl Friedrich, von Freyherr von Drais, Bd. 2. auch hieher aufgenommen. Eine solche Ge-

des Tages und der Stunde, eben so wie des Jahres seyn; dann ist sie es aber allein des Gewissens, und nicht der öffentlichen Geschäftspflege des Mannes, dem die publike Sache obliegt. Ursachen und Wirkungen können in dem Gange der Staatsmaschine nicht immer so nahe beysammen seyn, daß sie das Werk eines engen Zeitraums ausmachen sollten. Die Epoche eines Jahres ist aber doch wohl ein Raum, nach welchem die Frage angemessen zu seyn scheinet.

Was ist also in diesem Jahre gethan worden?— Was in dem Geheimrath?— Welche Geschäfte von denen, die im Anfang des Jahres laufend waren, sind geendiget; welche davon haben einen solchen

---

wissenhaftigkeit, mit der hier der Fürst beym Schlusse eines Jahrs an seine Regierung zurückdenkt, ist der beste Beweis, wie sehr ihm das Wohl seines Landes am Herzen lag.

**) Kummervoll nennt hier der edle Fürst das Jahr 1777, weil er in diesem Jahr auf die ungerechteste Weise von fanatischen Menschen, beym Reichshofrath zu Wien, öffentlich angeklagt worden war, als ob die Religion der Katholiken unter ihm gefährdet sey. Einen solchen Rechtsstreit zu führen, mußte dem guten Herzen des Markgrafen äußerst wehe thun, da er sich seiner völligen Unschuld bewußt war, und alle seine Unterthanen, ohne Rücksicht auf Religionsmeynungen, liebte, und alle glücklich zu machen suchte.

Druck bekommen, daß man ihrem Ausgang als gewiß entgegen sehen kann? — Welche sind von der Art, daß man davon kein Ende siehet, wohl aber ein immer Zeit und Geld kostendes Geschäft? — Welche Gegenstände von einiger Wichtigkeit sind vorgekommen, und abgethan worden? — Was ist im Land verbessert, welche Mißbräuche sind abgestellt? — Welchen Elenden und Bedrängten ist geholfen, und welche Verdienste sind belohnt worden? —

Ich sollte mir zwar diese Fragen selbst beantworten können, da ich den meisten Sitzungen dieses Collegiums beygewohnt, oder doch davon den Vortrag vernommen habe; es ist aber leider die Geschichte der Geschäfte so weitläufig, und deren Glieder so unzusammenhängend, daß das Gedächtniß eben so unvermögend ist, sich dieselben mit einem Blick anschauend darzustellen, als der Verstand deren planmäßigen Fortgang oder Stillstand im Ganzen zu beleuchten und zu beurtheilen im Stande ist. Eine solche Musterung der Geschäfte scheint mir also nach einem gewissen Zeitraum höchst nöthig zu seyn.

Die nämlichen Beweggründe leiten mich in der nämlichen Absicht zu den andern Collegien, denen die verschiedenen Theile der öffentlichen Verwaltung anvertraut sind, und ich sehe mich veranlaßt zu fragen: Was ist in dem Hofrathscollegium von einiger Wichtigkeit vollendet worden, sowohl zu der Berichtigung der Grenzen, und Abthuung der Zwistigkeiten mit

den Benachbarten, als zu der innern Sicherheit des Landes? — Zur Befestigung des Eigenthums der Bürger, und besonders der Unmündigen? — Zu Abstellung aller Art von Bedrückungen, besonders unmäßiger Gebühren und Accidentien? — Zur Erleichterung und Beförderung der Gewerbe? — Ueberhaupt, was ist durch alle Arten von Gegenständen hindurch angefangen, fortgeführt, und vollbracht worden?

Wie viel waren in dem 1776er Jahr Rechtshändel bey dem Hofgericht hängend? — Wie viel sind deren in dem 1777er, zu Ende laufenden Jahre, amtlich entschieden worden? — Und wie viele sind deren noch jetzo hängend, und wie alt sind sie? — Hat sich die Zahl der Prozesse vermehrt oder vermindert? — Wie hoch mögen sich die Kosten belaufen, welche in dem Lande zu Ausführung der verschiednen Rechtshändel verwendet worden sind? — Wie viele Inquisitions-Sachen haben sich ereignet, und wie lange haben die Inquisitionen gewährt?

Was ist in dem Kirchenrathscollegium zu der wahren Verbesserung des Kirchen und Schulwesens, nämlich zur wahren Ehre Gottes, und Erleuchtung und Verbesserung der Menschen, sowohl der Lehrenden als Lernenden, Gutes geschehen? — Was hat die Religion für neue Vortheile erlangt? — Welche Schritte sind mit gedeihlichem Erfolg gethan worden, um, statt trockener, gedächtnißmäßiger Schulkenntniße, Rührungen und Empfindungen der Herzen

zu Glaube und That rege und wirksam zu machen?— Welche, um das Vertrauen der Pfarrer und ihrer Gemeinen zu verbinden, und die Hindernisse, welche dasselbe zuweilen stören, aus dem Wege zu räumen?—

Sind bey dem Kammer-Collegium Vorkehrungen zu wesentlichen Verbesserungen des Nahrungsstandes, dieser Quelle des allgemeinen Wohlstandes, getroffen worden, und durch welche Geschäfte hat man sich einem blühenden Stande genähert? — Was ist zur Verbesserung des eigentlichen Finanzwesens geschehen?— Welche Mitglieder oder Subalternen dieses Collegiums haben sich ein Geschäft daraus gemacht, sich die wahren Grundsätze der politischen Oekonomie eigen zu machen, oder die bereits hierinn erreichten Kenntnisse zu erweitern, oder auf wirklich vorliegende Gegenstände anzuwenden? — Wie weit ist man bey der Rechnungskammer mit Abhörung der Rechnungen gekommen? — Was sind für verrechrende Bedienstungen visitirt, und in welchem Stand sind sie befunden worden? — Hat man mit Regulierung einiger Bedienstungen den Anfang gemacht?

Ich weiß es, es ist in dem zu Ende eilenden Jahr mit viel Fleiß und Eifer gearbeitet worden; demohngeachtet sehe ich mich gedrungen zu fragen: Was ist nun eigentlich gethan? — Ich meyne die Summe der auf den Staat nützlich wirkenden Kraft, stehe mit der Masse der durcheilenden Geschäfte in umgekehrtem Verhältniß, je mehr sich diese vermehrt,

je unzulänglicher wird jene. Je mehr hingegen die Geschäfte ausgelichtet werden, mit je mehr Nachdruck, mit je mehr Energie und Schnellkraft alle Federn der Maschine wirken.

Ich habe daher nur noch eine Frage zu thun: „Um" wie viel haben sich die Geschäffte, der Zahl „nach, vermindert?" —

Ich weiß es, ich werde nicht so verstanden werden, als wenn ich selbst durch Obstehendes zu einem weitläufigen Geschäft Anlaß geben wollte, noch weniger aber wird man es als einen Mangel des Vertrauens, welchen ich auf die Herren Geheimen Räthe und Chefs der Collegien setze, ansehen, da ich mich vielmehr deren klugen, redlichen, und unermüdeten Unterstützung zu beloben und zu erfreuen habe.

Blos zu meiner Beruhigung wünsche ich, zu sehen, mit welchen Schritten wir auf der Bahn gewandelt haben, welche uns bisher geführt hat? —

Die Zusammenhaltung des Vergangenen und Gegenwärtigen gibt dem Staatsmanne Gelegenheit, auf das Zukünftige zu schliessen. Der Lauf eines Jahres, ist auch ein Theil der Geschichte. Lassen Sie uns sehen, was wir unter Gottes Segen uns Gedeihliches auf das zukünftige Jahr zu versprechen haben.

Carlsruhe den 12. Decemb. 1777.

Carl Friedrich, M. zu Baden."

VI.

Ausgezeichnete Heldenthaten teutscher Fürsten.

1.

Otto von Wittelsbach.

Im Jahr 1155. mußte Kaiser Friedrich der Erste, auf seinem Rückzuge aus Italien, durch die engen Päße an der Etsch, die sogenannten Berner Klausen, mit seinem Heer vorüberziehen. Auf der einen Seite hatte er den Fluß, auf der andern, das steil aufgehende Gebirge. Alberic, ein Edelmann aus Verona, hatte die unzugänglichen Höhen des Gebirges mit fünfhundert Mann besetzt, ließ Steine und Felsenstücke herabrollen, welche dem teutschen Heer den Untergang drohten, und verlangte, daß jeder Teutsche, der unbeschädigt vorübergehen wolle, seinen freyen Durchzug entweder mit Geld erkaufen sollte, oder mit seinem Pferde, oder im Nothfall auch mit seinem Panzer. Da warf der Kaiser einen Blick auf die Helden, die sich um ihn befanden, und betrachtete sie nach der Reihe. „Otto von Wit-

telsbach", sprach er sodann, „das würde einem Mann, wie Ihr seyd, wohl anstehen, diesen Schimpf zu rächen." — Der tapfere Pfalzgraf ließ sich nicht zweymal heißen, und kletterte mit 200 Kriegern, die er ausgewählt hatte, auf einem Umwege, über die schauerlichen Felsen, bis er die Italiener tief unter sich hatte. Während der Kaiser sich stellte, als ob er von unten herauf die unzugänglichen Felsen erstürmen wollte, worüber die Italiener lachten, so kam der Pfalzgraf mit seinen Helden von oben herab. Das Hohngelächter verwandelte sich in Schrecken, und die Feinde wurden theils mit dem Schwerdte getödtet, theils von den Felsen herabgestürzt. Von 500 waren zuletzt nur noch 12 am Leben übrig; unter diesen ein Franzose, welcher demüthig um sein Leben bat, mit der Versicherung, man habe ihn mit Gewalt gezwungen, diese schrecklichen Höhen zu besteigen. Diesem Franzosen wurde das Leben geschenkt, unter der Bedingung, daß er die andern 11 aufhängen müßte.

(Vgl. Bilderbecks Kriegs und Friedens-Anekdoten. Pesth 1811. Bd. 3. S. 10. 11.)

2.

Maximilian Immanuel von Bayern.

Der 6. September 1688. war der merkwürdige Tag, an welchem die türkische Festung Belgrad von den Teutschen mit Sturm erobert wurde. Maximi-

lian Immanuel, Kurfürst von Bayern, führte damals, statt des Herzogs Karl von Lothringen den Oberbefehl über die ganze Armee. Allenthalben, wo die Gefahr am größten war, befand sich auch er. Gleich beim ersten Anlauf wurde er durch einen Pfeil im Gesicht verwundet; aber er wich nicht zurück. Einmal schon waren die Teutschen zurückgewichen; und wieder vorgerückt, wankten sie zum zweytenmal. Zwar hatten sie mit großer Tapferkeit eine Breche erobert; aber die Türken standen noch hinter einem Graben, und machten ein mörderisches Musketenfeuer. In diesem gefährlichen Augenblicke stellte sich der verwundete Kurfürst an die Spitze der stürmenden Soldaten. „Liebe Brüder", rief er ihnen zu, „sehet mich an, gebet Achtung, was ich thue, folget mir nach!" Durch diese Worte angefeuert, folgten sie ihm, sprangen in den Graben, erstiegen die Schanze, und eroberten die Stadt.

(Vgl. Eugens Heldenthaten, 1r Thl. S. 277. wo gelegenheitlich diese ausgezeichnete That des Kurfürsten erzählt wird.)

3.

Ludwig von Baden.

Unter den vielen Beweisen, welche dieser badische Held, der weltberühmte Sieger von Nissa und Salankemen, von seinem Heldenmuth gab, zeichnen wir hier folgende Begebenheit aus.

Zur nämlichen Zeit, als der Kurfürst Maximilian von Bayern mit der Eroberung von Belgrad sich beschäftigte, war der Markgraf Ludwig mit einer Abtheilung des Heeres siegreich in Sclavonien und Bosnien eingedrungen. Als er eben bey Brod stand, wo eine Brücke befestigt werden sollte, so erhielt er durch einen bosnischen Bauern die Nachricht, daß die Türken mit nicht mehr als 4 bis 6000 Mann einige Stunden von dieser Gegend ständen. Der Markgraf machte sich den 4ten September 1688. mit 3000 Reitern und 4 Kanonen auf, und marschierte bey Nacht durch eine unwegsame gebirgichte Gegend, um den türkischen Bassa plößlich zu überfallen. Den übrigen Theil seiner Truppen hatte er bey der Broder Brücke zurück gelassen. Als er am folgenden Morgen beim Dorfe Tervenitz ankam, so fand er einen Feind vor sich, der wenigstens 15000 Mann stark war, und in einer vortheilhaften Stellung stand. Dessen ungeachtet aber beschloß er mit seinen 3000 Mann gegen die fünffach stärkere Anzahl der Türcken zu streiten, indem er sich auf die Tapferkeit seiner Krieger verließ. Die Türken thaten drey heftige Angriffe, aber die Christen, durch die Gegenwart und durch den Heldenmuth des Markgrafen angefeuert, wichen keinen Schritt, und fochten mit den Degen so tapfer, daß zuerst der rechte und sodann der linke Flügel der Türken dem Lager zufloh. Hier kamen beide Theile so nahe an einander, daß sie einander nicht blos mit den Gewehren, sondern sogar mit den Händen angriffen und zu ermorden suchten. Die Türken wehr-

ten sich aufs hartnäckigste, wurden aber völlig geschlagen; 5000 von ihnen blieben auf dem Platz, und unter ihnen der Bassa selbst; 2000 wurden gefangen und die übrigen zerstreut. Das ganze Lager nebst Kriegsvorrath fiel in die Hände des Siegers, und gegen 40 Fahnen wurden nach Wien geschickt. Der Markgraf selbst, allen ein Vorbild der Tapferkeit, hatte sechs Türken mit eigener Hand erlegt.

Auf diese berühmte Begebenheit bezieht sich das schöne Epigramm von Haug:

Mit kaum dreytausend im Feld,
Den Türken gegenüber gestellt,
Schlug Markgraf Ludwig der Held
Wohl sechszehntausende. — Wie? —
Er hatte mehr Männer als sie.

(Vgl. Theatrum Europ. Tom. 13. Seite 951. Sachs badische Gesch. Bd. 3. S. 515—17.)

VII.

Sebastian Schertlin, von Burtenbach. *)

Dieser Held ward geboren im Jahr 1495. zu Schorndorf im Wirtembergischen. Er zeichnete sich in den Kriegen gegen die Franzosen und Türken zur Zeit Karls V. als einer der größten teutschen Helden und Feldherrn aus, wurde schon im Jahr 1525., nach der Schlacht von Pavia zum Ritter geschlagen, und stand daher anfänglich bey dem Kaiser im größten Ansehen. Später aber wurde er von dem Kaiser und seiner Parthie eben so sehr gehaßt, als er früher geachtet war; denn Schertlin, ein Protestant, befand sich im schmalkaldischen Krieg als Feldherr bey der Armee, die sich gegen den Kaiser verbündet hatte. Wahrscheinlich hätte auch dieser Krieg für die Verbündeten einen besseren Ausgang genommen, wenn die Fürsten von Sachsen und Hessen, auf Schertlins kluge und treue Rathschläge mehr geachtet

*) Den Namen von Burtenbach führt er, weil er diesen Ort unweit Augsburg gekauft hatte.

hätten. Von seinem kaltblüthigen Heldenmuth aber, liefert folgende Begebenheit den besten Beweis.

Im Jahr 1546, während er bey der Armee der schmalkaldischen Bundesgenossen stand, rief ihn die Stadt Augsburg von der Armee ab, um ihr gegen den Kaiser zu Hülfe zu kommen, welcher mit einer Belagerung drohte. Schertlin, der seit dem Jahr 1530 im Augsburgischen Sold und Diensten stand, und sich für sein ganzes Leben dieser Stadt verpflichtet hatte, auch die Armee, wo man seine besten Rathschläge bisher verschmähte, um so lieber verließ, machte sich Abends um 9 Uhr auf, bloß von 70 Reitern und 100 Fußgängern umgeben, um mit Hülfe der dunkeln Nacht desto sicherer über Laugingen nach Augsburg zu kommen. Noch wußte er nicht, daß Laugingen bereits von den Kaiserlichen eingeschlossen war. Er zog dahin, aber in der Nähe des Ortes bemerkte er, daß er, ohne es vorher zu wissen, in das feindliche Lager hineingeritten sey. Die kaiserlichen Wachen hatten ihn ruhig vorbeyziehen lassen, in der Meynung, daß es ein kaiserlicher Offizier seyn müsse, weil er so sorglos in ihr Lager hineinreite. Hinter und vor ihm loderten jetzt die feindlichen Wachtfeuer auf; es wurde hell, und man sah die feindlichen Soldaten und Schanzen. Seine Leute wollten zwar zurück, aber Schertlin, voll Geistesgegenwart, stellte ihnen vor, wie gefährlich der Rückzug sey, weil man durch eine plötzliche Wendung alle Wachen zugleich

aufmerksam machen würde. Das einzige Mittel der Rettung sey jetzt, den Irrthum zu benutzen, und wo möglich, durch das Lager hindurch zu schleichen. Er hoffe, daß sie ihn nicht verlassen würden, da er ihnen sein Leben anvertraut habe. „Mir nach", sagte er sodann, „liebe Brüder, meine Haut gilt es, wenn die Sache mißlingt, so Gott nicht zulassen wird!" Nun rückte er mit seinen Leuten dreist, und ohne ein Zeichen der Furcht zu verrathen, durch das feindliche Heer und seine Schanzen. Die Spanier und Italiener, aus welchen dieses Heer größtentheils bestand, hielten ihn für einen kaiserlichen General, und meinten, er habe den Auftrag, Laugingen zur Uebergabe aufzufordern, weil er gerade der Stadt zureite. — Schertlin sprach kein Wort, bis er an die Wagenburg kam. Hier gab er den Befehl dieselbe zu eröffnen, welches auch nicht gehindert wurde. Er kam nun glücklich an das Thor, nannte denen, die auf der Mauer standen, seinen Namen, und bat, hereingelassen zu werden. Dieses Thor aber war zugeworfen und verschanzt, und man konnte ihm nicht willfahren. Schertlin wendete um, ritt um die Stadtmauer bis an das nächste Thor, und zog an einem ganzen Regiment Spanier vorbey, welches mit brennenden Lunten Wache hielt. Er kam an das andere Thor, und fand hier auf den Mauern seinen Schwiegersohn, Johann von Stammheim, worauf er mit allgemeinem Jubel empfangen wurde. Am folgenden Tage verließ er die Stadt wieder, begleitet

von seinem Schwiegersohn, welcher drey Augsburger Compagnien bey sich hatte, und mit sich nahm. Ein feindlicher General verfolgte ihn jetzt mit überlegener Macht; aber Schertlin schlug sich siegreich durch, und kam glücklich in Augsburg an.

Auf diese Begebenheit deutet schon Seckendorf, in seinem berühmten Werke über die Reformationsgeschichte, (Buch 2. Abschn. 2. §. 27.) indem er kurz erwähnt, daß Schertlin durch das feindliche Lager bey Laugingen gebrochen sey. Seckendorf war, mütterlicher Seite, ein Abkömmling von unserm Helden, und hatte dessen hinterlassene Papiere in seinen Händen. Weitläufiger aber wird der ganze Vorfall in den Beyspielen des Guten (Stutt. 1808. N.° 368.) erzählt.

VIII.

Gerhard David von Scharnhorst *)

Scharnhorsts Name wurde mit Ruhme selbst im brittischen Parlament genannt, wo man von jeher freygebiger mit Gold als mit Lob war; und sein Tod wurde in Teutschland zu einer Zeit betrauert, wo man freygebiger mit Blut als mit Thränen war. Einen solchen Ausgang versprach der Anfang seines Lebens nicht.

So lange sein Vater, ein Landmann in Niedersachsen, um das Gut Bordenau gerichtlich stritt, und als Pächter zu Hämelsen wo Scharnhorst 1756 geboren wurde, und dann zu Bothmar kümmerlich lebte, wuchs der Sohn bey schwerer Feldarbeit, und ohne andern Unterricht als in der Dorfschule, heran. Indeß verrieth sich schon hier, was in ihm lag, durch die Begierde, womit er einige Schriften, die sich bey dem Prediger, über den Erbfolge- und siebenjährigen

*) Aus der allgemeinen Zeitung aufgenommen, Jahrgang 1814. Beylage N.° 32.

Krieg fanden, verschlang, und womit er an Erzählungen von Feldzügen hieng. Schon damals befestigte sich bey ihm der Vorsatz Kriegsdienste zu nehmen. Er ward ausgeführt, als sein Vater endlich zum Besitz des Guts Bordenau gelangte, in dessen Nachbarschaft der bekannte portugiesische General Graf Wilhelm von Lippe-Bückeberg eine Artillerieschule zu Steinhude errichtet hatte. In diese trat der 15 jährige Jüngling, und seine schnellen Fortschritte in der Kriegswissenschaft und den neuern Sprachen, machten ihn zum Liebling des Grafen.

Nun war er gerade in der für jeden jungen Mann entscheidenden Bildungszeit, in der glücklichen Lage sowohl das Handwerksmäßige als das Wissenschaftliche seines Standes kennen zu lernen, und die höhern Gesichtspunkte davon aufzufassen. Das Uebergewicht, welches er dadurch erhielt, zeigte sich bald. Als er nach dem Tode des Grafen 1777, als Fähndrich in das Estorfsche Dragoner-Regiment kam, welches zu Nordheim lag, ward ihm der Unterricht der Unteroffiziere anvertraut, und selbst die ältern Offiziere ließen sich gefallen, von dem anspruchlosen Jüngling zu lernen, der nicht ihnen, sondern nur in seiner Wissenschaft vorgehen wollte, und bey dem es mehr wie in eines Gelehrten, als in eines Offiziers Stube aussah. Neben Rißen und Landkarten, lagen Dichter und Mathematiker aufgeschlagen, und neben Fernröhren mit Mikrometern, für den Kriegsgebrauch, ward an statistischen Tabellen gearbeitet.

Seine Anstellung bey der Kriegsschule zu Hannover, verschaffte ihm im Jahr 1780, die Benutzung aller wissenschaftlichen Hülfsmittel. — Nun erschien sein Handbuch der Kriegswissenschaft, sein Taschenbuch für Offiziere, und sein militärisches Journal.

Der französische Krieg führte ihn als Hauptmann einer reitenden Artilleriecompagnie ins Feld, und der Tag von Menin 1794. erwarb ihm vom König von England einen Ehrensäbel *), und die Majorstelle im Generalstabe, auf den Bericht des Generals von Hammerstein, daß Scharnhorst den Plan zu dem Angriff entworfen habe. Der verewigte Herzog von Braunschweig, dem kein Verdienst entgieng, gab ihm seitdem mehrere Beweise seiner Achtung, und erwarb ihn 1801 für Preußen, wo er Obristlieutenant bey dem 3ten Artillerie-Regiment, dann 3ter Quartiermeister-Lieutenant bey dem Generalstaabe wurde, und wie früher zu Nordheim, nun zu Berlin, für Offiziere Vorlesungen hielt, wodurch er schnell bekannt ward und andere kennen lernte.

Als Obrister zog er mit dem Heer nach Auerstädt, und von dort zweymal verwundet, als Chef des Generalstabes, mit dem General Blücher nach Lübeck. Nach dessen Einnahme und seiner Auswechs-

*) Das Corps vertheidigte nicht nur Menin vortrefflich, sondern schlug sich auch durch einen zehnfach stärkern Feind durch.

lung eilte er nach Preußen, wo er die kalte Besonnenheit, welche immer zunahm, je höher die Gefahr stieg, besonders bey Eylau zeigte. In dem entscheidenden Augenblicke war seine ganze Seele gleichsam nur ein Gedanke, ohne Leidenschaft, ohne Gefühlseindruck. Einen ähnlichen Zustand des Prinzen Ferdinand im siebenjährigen Krieg, nannte seine Umgebung das Bataillengesicht.

Scharnhorst ward um diese Zeit Generalmajor, und verwandte die Muße des folgenden Friedens um auf den Krieg zu denken, da er an der Spitze der Kommission stand, welche den Plan zu der neuen Einrichtung der Armee entwarf, und da er Alles im Stillen vorbereitete, um die sämmtlichen Vertheidigungsmittel handhaben zu können, wenn es einst gelten sollte. Er ist in Preußen der Schöpfer der Landwehrordnung, welche in dem europäischen Kriegswesen schon jetzt eine Aenderung hervorgebracht hat, und sie noch mehr hervorbringen muß. Jeder gehorchte ihm gern, weil er nicht befahl, sondern allen im Gehorsam vorgieng, und weil er allen zu dienen schien, da er nicht dem Eigennutz und der Habsucht, sondern der teutschen Sache diente. Wie nach der Dichtung plötzlich aus der Erde gewaffnete Männer sich erhoben, so stand Heer, Landwehr und Landsturm auf dem Schlachtfelde, als man noch im Auslande an der Ausführbarkeit der Verordnung zweifelte; und ihre Wirkung verwandelte bald den Spott des Moniteurs über diese Verordnungen in Bitterkeit gegen Scharnhorst.

Aber leider! sollte Scharnhorst das Ende des großen Kampfes nicht sehen. Ist er den Feldherrn des Alterthums dadurch gleich, daß er beym Pfluge erzogen war, so ist er es auch durch die Weihe, womit er für Deutschlands Sache fiel. In der Schlacht bey Groß-Görschen ward er verwundet, dennoch unternahm er, weil ihm seine Vaterlandsliebe keine Ruhe ließ, die Reise nach Wien, und erschöpfte sich dort, und noch mehr zu Prag, durch die Arbeit an dem Plan zu dem neuen Feldzuge. Der Zustand der Wunde verschlimmerte sich; er achtete es nicht, denn eben jetzt war der entscheidende, langersehnte Augenblick gekommen. Aber gerade, als die schönste Hoffnung seines Lebens in Erfüllung gieng, erlag er der Anstrengung.

Er starb zu Prag am 28. Juny 1813. im 57sten Jahre seines Alters. Sein Nachfolger in der preußischen Kriegsverwaltung war der General von Gneisenau, und das herrlich begonnene Werk ward nun mit dem glänzendsten Erfolge ausgeführt.

IX.

Preiswürdige Beyspiele freywilliger Aufopferung des Lebens.

1.

Berthold Deimling.

Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein Fürst, der sich eben so durch Großmuth als Tapferkeit auszeichnete, lieferte im 30jährigen Krieg, den 26. April 1622, den Oestreichern, welche Tilly befehligte, die Schlacht bey Wimpfen am Neckar, 2 Stunden unterhalb Heilbronn. Obgleich die Oestreicher der Zahl nach weit überlegen waren, so hielt doch das badische Heer muthig Stand, und der Sieg schwankte hin und her. Plötzlich aber flogen, durch irgend eine unbekannte Ursache, die badischen Pulverwagen in die Luft, und es entstand eine völlige Unordnung. Der Markgraf bot zwar alles auf, um seine Leute zum Stehen zu bringen, und scheute keine Gefahr, aber alle Bemühung war umsonst. Die Schlacht war verloren, und er selbst schien der

schmählichen Gefangenschaft nicht mehr entrinnen zu können.

Da entschlossen sich Berthold Deimling, Bürgermeister zu Pforzheim, und mit ihm vierhundert Bürger derselben Stadt, welche die Leibwache des Markgrafen ausmachten, und unter Deimlings Befehl standen, durch Aufopferung des Lebens, ihrem Fürsten den Weg zur Flucht zu bahnen, und ihrer Mitwelt das erhabene Beyspiel eines freywilligen Todes für Vaterland und Glauben, wofür sie fochten, zugleich zu geben. Der Markgraf, durch die Bitten der Seinigen gedrängt, und durch die Vorstellungen, daß die Schlacht auf jeden Fall verloren sey, er möchte also sein Leben zum Wohl des Vaterlandes sparen, verließ das Schlachtfeld. – Deimling und seine Vierhundert stellten sich gegen das ganze feindliche Kriegsheer, fochten mehrere Stunden mit unbesiegbarer Tapferkeit; verwarfen zweymal die Gnade, die ihnen Tilly anbot, und starben alle mit einander den Tod, welchen die dreyhundert Unsterblichen von Thermopylae starben.

Diese herrliche Begebenheit wurde von Ernst Ludwig Posselt, dem berühmten Redner und Geschichtschreiber, durch eine eigene meisterhafte Rede gefeyert, welche er im Jahr 1788. zu Karlsruhe in Gegenwart des Markgrafen Karl Friedrichs hielt. Außerdem sind derselben That zu Ehren zwey Schauspiele verfertigt worden.

3.
Emmanuel von Froben.

Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg, welcher einer der edelsten Fürsten war, und daher den verdienten Beynamen des großen Kurfürsten führt, lieferte den 15. Juni 1675 die Schlacht bey Fehrbellin, und gewann über die Schweden einen glänzenden Sieg. Beynahe aber wäre er selbst umgekommen, wenn nicht einer seiner Diener sein Leben für ihn freywillig hingegeben hätte.

Der Kurfürst ritt in der Schlacht auf einem weißen Pferd, welches bald von den Feinden erkannt wurde. Die Schweden richteten daher ihr Geschütz besonders auf die Stelle, wo dieses Pferd sich befand. Emmanuel Froben, sein Stallmeister, der sich in seiner Nähe befand, machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, aber der Kurfürst achtete nicht darauf. Ein schwedischer Ueberläufer bestätigte, daß die Feinde denselben an seinem Pferde erkannt hätten; aber auch dies machte wenig Eindruck auf ihn. Endlich ersann der Stallmeister eine edle List. Er äußerte ihm, da das Pferd, auf welchem der Kurfürst sitze, sich zu sehr bäume, so könnte es bey zunehmender Schlacht leicht scheu werden, und dann sey zu befürchten, daß er dadurch gehindert werde den Gang der Schlacht gehörig zu leiten. Zugleich bat er ihn, er möchte aus dieser Ursache sein Pferd mit ihm wechseln. — Der Kurfürst bestieg nun des Stallmeisters

Pferd, und dieser den Schimmel seines Fürsten. Bald darauf wurde Froben von einer Kanonenkugel getroffen, und sank hinter dem Kurfürst todt auf die Erde.

Diese merkwürdige Geschichte führt der Preußen König, Friedrich der Große, in seinen Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg an. Wahrscheinlich hatte er sie durch mündliche Ueberlieferung erhalten, die sich aus dem Munde des Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, seines Urgroßvaters auf ihn fortgepflanzt hatte.

(Vgl. Franz Horn, Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Berlin 1814. S. 281—282.)

3

Baron von Freiberg.

Im spanischen Erbfolgekrieg unternahm Prinz Eugen, den 1. Februar 1702, das kühne Wagstück, die Festung Cremona in Italien zu überrumpeln. Im größten Schlachtgetümmel, als gerade der Kampf auf dem Punkte der Entscheidung stand, drang Baron von Freiberg an der Spitze des Cuirassier-Regiments, das er befehligte, in die Feinde ein. Er wurde aber von diesen umringt, und der feindliche Commandant forderte ihn auf, sich zu ergeben. „Heute ist kein Tag", rief Freiberg, „wo man Pardon nimmt!"— Mit diesen Worten spornte er sein Pferd

noch einmal an, stürzte sich fechtend auf die Feinde, und sank vom Pferde herab, durch das Musketenfeuer getödtet.

(Vgl. Eugens Heldenthaten, 5r Thl. Seite 174, wo dieser Vorfall gelegenheitlich erzählt wird.)

4.

Die preußischen Fahnenjunker.

Nach der unglücklichen Schlacht von Jena, zeichnete sich besonders das preußische Regiment Treskow auf seinem Rückzuge aus. Am 17ten Oktober 1806. schlug es sich mehrere Stunden lang gegen eine weit überlegene französische Macht, so lange noch die geringste Hoffnung der Rettung vorhanden war. In dem Augenblick aber, als alles verloren war, faßten zwey Fahnenjunker, von Kleist aus Pommern, und von Könitz aus Anspach, den heldenmüthigen Entschluß, wenigstens ihre Fahnen zu retten, wenn es auch gleich ihr Leben gelten sollte, und somit für die Ehre des preußischen Namens zu sterben. Sie wickelten ihre Fahnen um den Leib, sprangen in die Saale, und fanden in den Fluthen den Heldentod.

(Vergl. Das politische Journal März 1807. S. 305.)

Eine ähnliche Geschichte erzählt Florus, im 12. Kapitel des 4. Buchs, von einem römischen Fahnenträger. Als in der Teutoburger Schlacht drey Legionen, durch Hermanns Schaaren zernichtet wurden, sey der Fahnenträger der dritten Legion mit dem Adler, den er von der Stange herabgenommen, in einen Sumpf gesprungen, und darinn untergegangen. Man hat diese That bewundert, und der Nachwelt überliefert; – und darum soll auch nie der Heldentod der beyden Teutschen vergessen werden, welche durch ihren Tod dem ganzen Volk ein begeisterndes Beyspiel für das Vaterland zu sterben, gegeben haben.

X.

X.

Hochherziges Schreiben
des
teutschen Ritters Ulrich von Hutten,
an
Friedrich den Weisen,
Churfürsten von Sachsen,
im Jahr 1520.

(Aus dem Lateinischen übersetzt von E. Münch.)

Vorbericht.

Unter den Briefen, die Ulrich Hutten für die teutsche Freyheit an Freunde der guten Sache und an die Gewalthaber schrieb, zeichnet dieser sich vorzüglich aus durch den unverkennbar glühendsten Eifer für des begonnenen Werkes Gelingen. Furchtbar gießt er in mehreren Stellen den Donner seiner Rede über der Gegner unedles Benehmen, und über die Erbärmlichkeit ihrer ebenso grausamen als hinterlistigen feigen Politik aus; und wären wir auch über die Sache mit ihm nicht einverstanden, wir müßten

den göttlichen Unmuth und die blutigen edeln Thränen bewundern, so eine felsenfeste Ueberzeugung ihm entlockt, und in der er wie ein Prophet der Vorzeit, den Zorn der Gottheit verkündend dasteht. Auch hat er an Friedrich den Mann gefunden, den er suchte, mehr denn an dem spanischen Karl, dessen von der neuern Politik und dem Länderdurst eingefangener Sinn die Briefe Huttens an ihn, und die darin enthaltenen Aufforderungen, Worte teutscher Männerkraft nicht mehr verstund oder verstehen wollte. Wir geben diesen Brief zugleich als eine Probe der nach, oder vielleicht mit der Gesammtausgabe von Huttens Schriften, erscheinende „Sammlung der teutschen Schriften Ulrichs von Hutten, und auserlesener lateinischer in Uebersetzung."

Münch.

* * *

Dem unüberwindlichsten Fürsten Friedrich, Herzogen und Churfürsten von Sachsen, entbeut Ulrich von Hutten, der teutsche Ritter seinen freundlichen Gruß!

Jetzt endlich, Fürst Friedrich! seh' ich ein, daß man der römischen Tyrannei entgegen wüthen müsse. Jetzt endlich, nachdem unsre Brüder die Romanisten auf so häufige brüderliche Mahnung, auf so wiederholte Ueberführung durch Gründe, nicht nur

das, was uns drückt, nicht zu mildern, sondern trotziger noch ins Werk zu setzen versuchen. Hast du gehört, wie sie mich gefesselt nach Rom zu schleppen begehrten? was hältst du davon? glaubst du, daß es ihrer würdig sey? Nun aber haben sie, Gott weiß welch' gewaltige und fürchterliche Bulle gegen Luthern*) ausgeschleudert! Gewiß wirst du sagen, es sey dies des Löwen (Leonis) Gebrüll, in welchem, wenn sie es hören, die armen Schafe Christi nicht eines Hirten fromme Stimme erkennen, sondern vor ihm als eines Wegelagerers blutdürstigem Ruf zusammen beben. Ist wohl eine Spur christlicher Sanftmuth, ist wohl ein Fünkchen apostolischer Bescheidenheit darinn zu finden? Dergestalten schäumt und wüthet er. Dann aber leuchtet seine Wildheit vorzüglich heraus, wenn er, wie es so oft in dieser Bulle geschieht, sich verstellt, und listig Wohlwollen heuchelt; so z. B. wenn er gar freundlich Luthern nach Rom einladet. Als wenn wir nicht wüßten, wie er uns behandeln würde, es möchte nur jener sich überreden lassen und freywillig kommen, oder ich mit Gewalt dahin abgeführt werden. Luther also, wenn

---

*) Den 15. Juny 1520. wurde die Verdammungs-Bulle des Papstes Leo X. zu Rom gegen Luther ausgefertigt. Eck, der sie nach Teutschland brachte, und mit ihm die andern Päpstler aus geistlichem und weltlichem Stand, suchten sie zu verbreiten. Bald darauf wurde Huttens gegenwärtiger Brief geschrieben.

er mich hören will, wird nie einem sichern Tod entgegen gehen. In Hinsicht meiner aber wundert es mich sehr, wer dem Leo in den Kopf gesetzt, es wäre ein Leichtes, mich zu fassen, und gebunden mitten aus Teutschland über die in ihrem Uebergang so beschwerlichen Alpen zu schleppen. Gesetzt doch, ihm wäre es möglich; ziemt solches der Würde eines Hirten, eines Bischofs, eines Statthalters Christi, ohne Anklage, ohne Verhör, alsogleich einen Menschen und Christen zur Strafe zu zieh'n, und zum Tode hinzuschleppen?

Unsere ganze Schuld aber und unser ganzes Glück besteht darinn, daß wir die längst veralterte, und selbst beinahe vernichtete evangelische Lehre zu ihrer Kraft, und ehevorigem Glanze zurückzurufen uns unterfiengen, und nicht erdulden, daß unser Teutschland dem unter allen Nationen des Erdkreises zuerst die Freyheit gebührt, dienstbar sey. Solches mißfiel jenem Oberhirten, Christo aber gefiel es. Die Freyheit that der feilen Halbgier der römischen Curie Eintrag, dem längst hülflosen Vaterlande aber war sie zum Frommen.

Auch wir, gewillet, Christo nur zu dienen, konnten nicht den Begierden eines Einzigen schmeicheln, und, da es die Rettung der Heimat galt, mit den Römlingen Parthei machen. Daher hat, wie er selbst dafür hält, kein Friede mit jenen statt, weil dieser

nur mit der Wahrheit möglich ist. Deßwegen sprach ich: „nun endlich muß man ihnen entgegenwüthen, da wir selbst ergriffen werden, und ihre Bosheit den Gipfel erstiegen. Vielleicht auch, weil es Zeit zu seyn scheint, daß der Herr jeden Uebermüthigen heimsuche, der über die Schwelle schreitet, und das Haus des Herrn seines Gottes mit Ungerechtigkeit und Betrug erfüllt; und daß sie zertreten werde die Krone der Hoffarth der Betrunkenen Ephraims." Denn allerdings, wenn nicht alles mich täuscht, so ist dem nahe, daß es fällt das große Babel, die Mutter der Unzüchtigkeiten und Gräuel der Erde, welche die Erde mit ihrer Erniedrigung verdarb; jener, sag' ich, mit aller Unfläthigkeit angefüllte, allen Lastern unterthane römische Stuhl, der, während er himmelweit von den Satzungen Christi abwich, dennoch Christi Stelle hier zu versehen behauptet, und zwar dies ausschließlich behauptet und sich brüstet, der allgemeinen Kirche Haupt zu seyn, ja dies einzig und allein zu seyn, und welcher dem Erdkreis sein eigenes Götzenbild hinstellt, jene apostolische Person, die außer den Reichen dieser Erde und den Schätzen der Welt, und den Wollüsten des Körpers um nichts Uebriges sorget, von wegen dessen Kriege führt, und Blut verspritzt, dennoch aber immerwährend den Augen der Gläubigen die Schlüssel vorhält, und den Himmel zu schließen und öffnen zu können sich rühmet, mit solcher Zuversicht, daß sie selbst das Heilige und Himmlische um gemeinen Preis uns tagtäglich verkauft, oder nach Gefallen seinen Genuß ver-

heut, und dies selbst Gutgesinnten. Fallen wird sie gewiß, sie wird fallen. Denn schon wähn' ich die göttliche Stimme zu hören, die gegen das vielköpfige Ungethüm uns anspornt, sprechend:" Vergeltet ihm, wie es euch vergolten, und verdoppelt seine Werke im doppelten Maaße! In den Becher, worinn es euch Gift gemischt, schüttet nochmal so viel! Wie es sich groß gemacht hat, und in Wollüsten dahin lebte, so theilet ihm der Qual und des Jammers zu! denn es spricht in seinem Herzen: ich gehe dennoch als Königinn einher, bin keine Wittwe, noch werd' ich Jammer erdulden und dergleichen."

Entweder verhält sich dieses so, oder ich täusche mich in der wahrscheinlichsten Sache. Denn könnte wohl all dies noch weiter getrieben werden? Oder muß dies alles, da es sein Maaß erfüllt, und die höchste Höhe erreicht hat, nicht sich auflösen, zusammenstürzen? Oder wer soll es rächen, wer die rings verworrenen Verhältnisse bessern und reinigen? Muß es nicht Gott? Gewiß Gott muß es, aber, wie so oft zuvor, nur durch Menschenhände.

Ihr aber, Fürsten Teutschlands! was schafft ihr hierbey? Durch welchen Rathschlag, welche Hülfe seyd ihr uns zu unterstützen gesonnen? Du vor allen, dem es gleichsam durch ein Erbrecht zukömmt, über die germanische Freyheit zu wachen, welch ein Mittel räthst du an? welchen Weg wirst du zu unsrer

Hülfe einschlagen? Wollte Gott, ihr, die ihrs vermöchtet, hättet den Muth, oder wir, die wirs wagen möchten, besäßen hinlängliche Kräfte, um mit dem Lamm, dem Erlöser des menschlichen Geschlechts, gegen das vielköpfige Thier, das gemeinsame Uebel des christlichen Erdkreises, anzuknüpfen, welches nun mit so vielen Männern die Wahrheit bekriegt, die Heiligen betrübt, die Freyen in die Knechtschaft zwingt, unsre Schätze aufzehrt, unsre Besitzthümer verschleudert, durch sein Beyspiel die öffentlichen Sitten verpestet, und allmählig angebetet wird von jenen, deren Namen nicht geschrieben steh'n im Buche des Lebens, und die zu uns sprechen: „Wer ist dem Thier gleich, oder wer vermag mit ihm zu streiten?"

Drum, auf! die ihr's vermöget, erscheint! und wenn ihr aus unserm Aufruf Muth geschöpft, so vereinigt wechselseitig eure Kraft mit uns. So nur, wird es möglich, daß diese Krankheit sich in Gesundheit wieder verwandle. Nie werd' ich unterlassen, ein eifriger Mahner um euch zu seyn, und so lange mich euch anklammern, bis ich euch entweder von der alten Tugend angeflammt erblicke, oder als unfähig jeder Tapferkeit erkenne. Dann aber will ich nach einem andern Hülfsmittel mich umsehen, diesem Uebel zu begegnen. Daß dieß nicht geschehe, sorget! — dann ihr seyd es am leichtesten zu thun im Stande, und höchst schmählich ist's, daß die gemeinsame Ruhe durch Andere als jene hergestellt werden solle, so die Organe der Angelegenheiten sind.

Uns aber, die wir als Auferwecker dazwischen getreten, trifft nicht nur schon die Verfolgung, sondern sie treffen schon zur Unterdrückung Aller Anstalt. Ihr, als Freye, könnt dieß nicht dulden, und euch das zu Gemüthe führen, was einst der erste Römer, der ältere Kato, sprach: „Die Obrigkeiten, so eine Gefährde verhindern können, und es nicht thun, soll man steinigen." Für so äußerst nothwendig hielt er diese Verbindlichkeit im Gemeinwesen. Wie unrühmlich, schmachvoll und unerträglich ist es nicht, daß eine Nation, die Königinn der Welt, irgend jemand, ich sage nicht einmal trägen Pfaffen, in Knechtschaft diene. O daß wir vielmehr den Türken gehorchten, welche doch Männer, und zwar tapfre kriegserfahrene Männer, wie kaum eine andere Nation, sind, so könnten wir doch unsre Schuld auf das Glück, so alles im Kriege vermag, wälzen! Ja eben diese Türken herrschen milder, und mit mehr Billigkeit über ihre Untergebnen, hadern auch, wie ich vernehme, keineswegs um die Religion, sondern kämpfen blos für die Erweiterung der Herrschaft. Diese aber, unsre Herren, was setzen sie sich in ihrem Betrug- und Raubsystem für ein Maas? — Wer kann wohl die Religion so in den Staub treten, daß die, welche die Obergewalt in ihren Angelegenheiten behaupten, schnurgerade Christus und ächter Frömmigkeit entgegenleben?

Mich, ich bekenne es, überläuft allemal glühende Schaam für euch, so oft ich den römischen Pabst

hier zu Land selbst dem Fürsten-Rathe etwas gebieten sehe. Und das thut er, so oft's ihm gefällt, und sein Nutzen es erheischt, und ihr, wie ich sehe, seyd ihm im Gehorsam unterthan; außer daß du Luthern noch schützest, den von Allen Verlassenen, und noch einen Funken der ehevorigen Kraft in ihm zu unterhalten scheinst, auf daß er einst zur herrlichen Flamme herausschlagen könne. Daß du dieß standhaft thun wollest, darum bitt' ich dich für und für, weil so wohl es nothwendig gescheh'n muß, als auch auf Niemanden in dieser Sache sich're Hoffnung kann gebaut werden, denn auf euch. Denn immer blieben die Sachsen frey; immer unbesiegt. Oft widerstanden sie, wenn ganz Deutschland zu Boden lag, allein noch; sie einzig verjagten ausländische Herrscher, und schüttelten jedes Joch ab. Denn zu euch rechn' ich auch die Westphalen, und jene so einst Cherusker und Katten genannt wurden, welche herrliche Proben ihres Muths im römischen Kriege gaben, und Germanien jenen Herrmann schenkten, der von allen Feldherrn, so je gelebt, als den herrlichsten und tapfersten sich erwies; welch Zeugniß ihm selbst von seinen Feinden ward, indem er nicht nur allein seine Heimath, sondern selbst ganz Teutschland aus der Römer Händen und zwar zu einer Zeit errettete, wo diese am meisten vermochten, und in der Blüthe ihres Ruhmes waren, und dieselben nach vielen, unbeschreibbaren zugefügten Niederlagen, muthig zurückschlug und hinaustrieb. Dieser unser Befreyer, was nicht wird er in der Unterwelt empfinden, wenn

er gewahrt, daß, während er nicht einmal die Herrschaft der Römer, als der Herren des Weltreichs ertrug, wir hier weichlichen Pfaffen und weibischen Priestern knechten? Wird er nicht seiner Nachkömmlinge sich schämen? Jene eure Ottonen aber, wie haben sie sich nicht bewährt, und der Heinriche mehrere, so auch aus eurem Blute entsprossen? Ferner, in dem mehr als 30jährigen Kriege mit Karl dem Großen, wie ward da nicht der Sachsen Streitkraft erkannt, wie hat ihre Tugend nicht hervorgeleuchtet? Hiezu füge diejenigen, welche die letzten Ueberreste der Gothen zähmten. Es waren der Eurigen. Ferner jene, so Brittanien eroberten, und nach Vertreibung der Eingebornen den Engländern und Schotten ihr Daseyn gaben. Was soll ich lange der uralten Cimbrer und Teutonen gedenken, so sich einst der römischen Stadt zum größten Unheil aus euren Marken hervor durch Italien ergossen? Endlich wie oft ist nicht später noch dieses Volk im Wälschland eingefallen, und hat nebst andern Gallien verwüstet, oft auch wohl die Hispanen bedrängt. So erzählt auch Sarmatien herrliche Kriegsthaten von ihm. Welch große, und stralende Siege haben dann nicht noch deine Landsleute über die Hunnen, hernach aber über die Ungarn erfochten?

Vieles übergehe ich geflissentlich mit Schweigen, weil es an der bloßen Erinnerung genügt, daß die Sachsen allein niemals Ausländern gedienet. Darum solltet ihr zusehen, daß, da eure Ahnen sich sol-

chergestalten erwährt, ihr nichts zulaßt, was ihr Geschlecht entadelt. Es habt zwar auch ihr einst dies Joch euch von den Priestern auflegen lassen, eingefangen, wie alle Uebrigen durch den Aberglauben. Doch, da sich dieses Uebel, gleichsam als ein gemeinschaftliches Fatum, der christlichen Welt erklären läßt, so steht es an euch, diesen Schimpf durch neuen Ruhm, mit leichter Mühe auszuwaschen, wenn ihr die Schöpfer des herrlichsten und ehrenvollsten Werkes werdet, nämmlich wenn durch euch die gesammte Nation ihre Freyheit wieder erzwingt, und Teutschland sich selbst zurückgegeben wird, welches dermalen, unsterblicher Christus! weder sich selbst kennt, noch verständigt ist, was und wie unwürdig es leide. Denn da es an und für sich schon für Jedermann schmählich ist, dienstbar zu seyn, so ist es in einem noch höhern Grade für jene schmählich, welche eigentlich das Recht über Andere zu herrschen hätten. Bey diesen Umständen laßt uns lieber aufhören, die Weltherrschaft anzusprechen, und Kaiser hier zu wählen, die nur den Namen darvon haben, da sie in der That weit entfernt sind es zu seyn, oder aber kraftvoll die Tyranney der Pfaffen abschaffen.

Jede Tugend, schien es einstens schon Plato, ist in der Freyheit möglich; der Schlechte allein verdient Sklave zu seyn. Besser aber noch ist es selbst unter den Schlechten zu seyn, als nicht den Bessern zugezählt zu werden. Was einst ein tapferer Feldherr Themistokles gegen die Eretrier äußerte, nämlich:

daß sie zwar Schwerdter aber kein Herz hätten, könnte er, wäre er hier, auch uns zurufen. Mich jedoch nimmt, ihr Fürsten, nur dieß Wunder, wie euch zu Muthe seyn muß, wenn ihr mich, einen simplen Ritter, seht mit solcher Unbändigkeit knirschen ob dieser Knechtschaft. Denn um wie viel mehr sollte es euch Gram erregen? Wohl könntest du Thränen vergiessen, wenn deine Altvordern, die so viel treffliche Thaten vollbrachten, keine Gelegenheit dir mehr übrig gelassen hätten, gleichen Ruhm zu erstreben. Aber sie hinterliessen dir die beste und fruchtbarste, nur solltest du zugreifen, sie fassen.

Doch — heißt es — wird nicht ohne Mord und Blut, was wir beginnen, vollendet werden können! Da mögen die zusehen, welche uns Ursache gegeben, sie zu verfolgen, die als die würdigsten mir erscheinen, daß unser Schwerdt sie bedränge, indem sie wohl früher selbst so oft mit dem Schwerdte Andere getödtet haben. Es pflegen hingegen die Aerzte oft die schmerzlichsten Krankheiten durch noch schmerzlichere Mittel zu heilen. So muß es auch hier gescheh'n, wenn anders die Sache nicht geschlichtet werden kann.

Nun glaub' ich, was allererst und vorzüglich geschehen mußte, über unsern Schimpf genug dir eingeprägt zu haben. Ueber den Nachtheil und Schaden aber, der als Folge jener Tyranney uns zufloß, wird es nicht vieler Worte bedürfen, daß Alle die Sache in ihrem wahren Licht erkennen. Wir sehen, daß

beynahe kein Gold, kein Silber mehr in Teutschland vorhanden. Wo aber noch etwas übrig ist, reißt es jener allerheiligste Senat der Römlinge, durch täglich erfundene Listen an sich. Was er aber einmal geraubt, das verwendet er zum allerschlimmsten Gebrauche.

Wollt ihr nämlich wissen, Teutsche! (was ich selbst sah), was Jener zu Rom mit unserm Gelde macht? — „Nichts macht er damit!" Einen Theil davon verschwendet Leo an seine Nepoten und Anverwandten, deren hat er so viele, daß sie Veranlassung zu einem Sprüchwort gegeben. Einen Theil also nehmen die Anverwandten und Schwäger des Leo zu Rom, einen andern Theil die Menge von Hochwürdigsten hinweg, deren der heilige Vater an einem und demselben Tage einst ein und dreysig schuf. — jene vielen Referendairs, Auditoren, Protonotarien, Abkürzer, apostolische Schreibergesellen, Kämmerer, Schleppträger, und derley Oberbedienten des Oberhauptes der Kirche. Denn diese schleppen dann mit den größten Unkosten wieder Abschreiber, Pedelle, Läufer, Skopatoren, Maulthiertreiber, Stallmeister, und einen unzähligen Schwarm von Günstlingen beyderley Geschlechts, und ein Heer von Beyschläferinnen mit sich herum. Auch füttern sie Hunde, Pferde, Affen und Meerkatzen, und manches von dieser Gattung zur Gemüthsergötzung. Einige führen Häuser aus solidem Marmor auf, tragen Edelsteine, halten prächtige Tafeln, kleiden sich prunkvoll

und schwelgen ihrem Genius huldigend in Fülle und in Freude. Kurz auf Unkosten unseres Beutels lebt zu Rom eine Menge des schofelsten Gesindels im Müßiggang. Dort kümmert man sich wenig um die Religion, sondern sie verachten diese so sehr, als man kaum von den Türken erwarten dürfte. Sie beluchsen, betrügen, stehlen, lügen, und verfälschen Siegel, sprechen und thun alles in Hoffnung eines Gewinnstes. All den Verschiedenen aber schwebt Ein Zweck vor: Jagd auf unsere Reichthümmer zu machen. Viele leben bloß darum, um zu essen, zu trinken, und auf das üppigste zu schlemmen. Dies aber bringen sie nur auf unsere Kosten zu Stand.

Zu diesem Ende, o Friedrich! schicken wir jährlich eine unermeßne Goldsumme nach Rom, und haben noch nicht eingesehen, daß alles, was wir mit so vieler Freygebigkeit hinschenken, zu Grunde geht; ja, daß nicht nur allein die Sache zu Grunde geht, sondern noch den Stoff zu großen, unzähligen Uebeln herbeyführe. Wenn wir also die Philosophen spielen wollen, und es uns Ernst ist, das Geld hinwegzuwerfen, so sieh', es bieten sich der Meere und Flüsse so viele in der Nähe dar! Bey uns sind der Main, in einiger Entfernung der Rhein; bey dir die Elbe und andere da. Schleudern wir es hinein, auf daß eher dasselbe zu Grunde gehe, als allenthalben Vielen zum Verderben werde, da wir jene Ehrlosigkeit Roms, und zwar so überflüssig nähren, und indem wir diese

allgemeine Pest der Sitten erwärmen, den Krebs, der selbst unserm Leben droht, großzieh'n!

Doch nein! werfen wirs nicht hinweg; gestatten wir nur nicht, daß es wo anders ihn verschleppt werde. Dies ist der erste, und beste Weg, und Mittel, ihre Tyranney zu zerstören. Denn gewiß, wenn wir diese Quelle ihrer Ueppigkeit verstopft haben, werden sie sich minder aufblähn, und allmählig zu mehr Nachgiebigkeit sich verstehn.

Hierauf laß uns dann unter Anführung irgend eines Otho jenen Senat mustern, die Stadt Rom reinigen, und Verbannung der mehrsten Uebelthäter einigen wenigen die Sorge für ihre heiligen Angelegenheiten übertragen. Dem Kaiser selbst, wenn er dazu geneigt wäre, würden wir dann den Sitz zurückgeben, den römischen Pabst, zu Herstellung der Gleichheit unter den Bischöffen, in die Schranken zurückdrängen, so auch hier die Kaste der Priester vermindern, sie zur Frugalität zurückführen, und ihre Zahl mittelst Auswahl des Hundertsten herabsetzen.

Was aber sollen wir in Hinsicht derer, so sich Brüder nennen, beschliessen? Was anders, als wie ich's für Noth erachte, das ganze Mönchswesen abschaffen? Keiner sollte darüber in Zweifel stehn, wie nützlich dieß, wenn es geschähe, und wie heilbringend es für das ganze christliche Gemeinwesen seyn würde. Denn der einheimische Hader wird aufhö-

ren, wenn die vielen Sekten zu Paaren getrieben, die vielen Mißhelligkeiten ausgeglichen seyn werden, und die Verschiedenheit des Lebens aufgehoben ist.

Er wird kein Grund mehr zu einer schlimmen, verderblichen Eifersucht, kein Stoff zur Mißgunst mehr erübrigen. Wir alle werden Eins seyn in Christus. Die öffentliche Eintracht wird festen Fuß fassen, wir Alle werden uns im Geiste unter einander aufschliessen, so daß wir kaum noch äußerlich hie und da unterschieden seyn werden. Kein Weichling und Zärtling, kein Knauser wird dann, wie jetzt, um Pfründen buhlen. Biedere, gelehrte Männer, so zwar vorzüglich durch ihres Lebens Beyspiel Andere besser machen, aber auch durch Gelehrsamkeit Viele unterrichten sollen, diese werden berufen werden. Endlich, was hauptsächlich zu wünschen, werden so manche Heuchler aufhören, dem einfältigen Pöbel blauen Dunst vorzumachen, der Armen Schweiß und Blut heraus zu betteln, Alle auszusäckeln, sich zu mästen unter falschem Schein von Religiosität, zu stehlen, und zu betrügen. Denn siehst du nicht, wie viele große Tagdiebe, wie viele verschmitzte Heuchler unter der Mönchskutte bisweilen die größten Schandthaten begeh'n, und wie so manche hinterlistige Habichte Taubeneinfalt heucheln, so manche reißende Wölfe Lämmer-Unschuld lügen?

Wenn nun einmal diese Alle, welche Teutschland verheeren, und immer mehr und mehr alles aufzeh-

ren, verjagt seyn werden, und ihrer Zügellosigkeit im Plündern, mit der die Romanisten über uns herfallen, Einhalt gethan ist, dann werden wir Goldes und Silbers wieder in Genüge hier haben. Dieses Geld aber soll alsdann, in welcher Anzahl und Güte es immer vorhanden sey, zu einem bessern Gebrauch verwendet werden, nemlich dazu, daß große Kriegsheere auf die Beine gestellt, und die Grenzen des Reichs erweitert, auch die Türken, wenn wir es für gut finden, bekriegt werden; daß Viele, die aus Armuth dermalen stehlen und rauben, durch Besoldungen alsdann ihren Lebensunterhalt gewinnen; daß diejenigen, so sonst darben müssen, von Staats wegen Beyträge zur Verminderung ihrer Noth empfangen; daß jeder wahre Gelehrte unterstützt, und das Studium der Wissenschaften befördert werde; überhaupt, daß jeder Tugend ihr Lohn, der Noth im Innern gesteuert, die Schlaffheit verbannt, der Betrug ertödtet werde. — Die Böhmen, wenn sie dieses gewahren, werden gemeinschaftliche Sache mit uns machen; denn nur Hindernisse hielten sie ab, früher gegen den Geiz ihrer Priester sich Rath zu verschaffen. Das Nämliche werden die Griechen thun, die, als sie die römische Despotie nicht ertragen konnten, auf Anstiften der römischen Päpste, seit langer Zeit für Schismatiker angesehen werden. So werden auch die Russen unser seyn, die, als sie neulich mit diesem Gedanken umgiengen, von Sr. Heiligkeit zurückgezwängt, und mit einem jährlich an sie zu entrichtenden Tribut von 400,000 Dukaten belegt wurden. Selbst die Tür-

ken werden uns hinfüro minder hassen, und kein Heide wird wie früher mehr Veranlassung zur Lästerung haben. Denn bis an den heutigen Tag hat das schändliche Leben der Vorsteher unserer Kirche den christlichen Namen verhaßt gemacht bey den Fremden.

Zwar wird dieß heißen, das schwankende Schifflein Petri gefährden, die Kirche Gottes zerstören, und (wie jene Gottvergeßnen Römlinge rufen werden, und der Epikuräer unsaubre Schule sich heißer schreyen wird), das unzertheilbare Gewand des Herrn zertheilen. Wird es aber auch dann noch statt finden, wenn nach dem Beytritt so vieler Völker, die Sitten im Allgemeinen veredelt, die Verpesteten ausgestossen seyn, und überall Reinigung, Erhebung und Vermehrung gewahrt werden?

Du siehst also, wie im geringsten nicht ich die Liebe ausgetilgt, sondern nur nach Besiegung ihrer Wiedersacher ihr Platz gemacht wissen will; wie ich keineswegs die Kirche zertrümmert, sondern nach Vertreibung der unchristlichen Betrüger ich den ächten Christen allen, wenn sie mit Lebens Reinheit sich erhoben haben werden, Spielraum für Besorgung der Kirche eröffnet sehen möchte!

Es wird also dieß unsere Aufgabe seyn, die Liebe wieder herzustellen die Kirche zu vergrössern, und während die christliche Republik im Allgemeinen ins

Auge gefaßt wird, auch dem Vaterlande großen Gewinn zu erwirken. Denn harmlos lebt sich's dann unter Sinnverwandten und alle, so durch Gleichheit des Lebens vereinigt sind, werden von freyen Stücken Wechselfreundschaft zu einander halten. Wenn Schlappheit und Nebel verschwunden, werden honigbringende Bienen herbeyfliegen, und in Sicherheit nunmehr ihre Körbe aufstellen! Dann wird auch die sich selbst zurückgegebene Frömmigkeit bestehen, und Dauer versprechen. Denn die Reize zum Bösen, die Reichthümer werden nicht mehr seyn, noch der Begüterten üppige Verweichlichung zur Ausschweifung im Leben ankirren.

O daß ihr, die ihr könntet, dies wolltet, oder ich, der ich's wollte, es könnte! Doch wenn ich euch auch nicht dazu bewegen kann, noch die Brandfackel, in der all dies auflodre, anzünden, so werd ich dennoch, wie ich auch vereinzelt immer es zu thun vermag, nie zugeben, was eines Ritters unwürdig. Und nimmer werd' ich, so lange eine gesunde Seele in mir wohnt, auch nur ein Haar breit abweichen von meinen Vorsätzen. Eurer aber, sollt' ich euch von männlicher Starkmuth ausgeartet erblicken, will ich mich, wenn es so seyn muß, erbarmen, und frey bleiben, weil ich den Tod nicht fürchte. Nie soll man von Hutten hören, daß er dem Machtspruch eines Königs, so groß er immer seyn möge, geschweige eines feigen Priesters sich gefügt habe. Auch wird es weit

entfernt

entfernt seyn, daß ich mit euch das viel gehauptete Thier verehre, weil sowohl mein Wesen dieß nicht vertragen, noch ich mich nach solchem meiner würdig mehr erachten möchte, als auch, was ich vorzüglich fürchte, jene Schaalen des göttlichen Zorns sich über mich ausgiessen würden. Nun aber verlaß ich die Städte, weil ich die Wahrheit nicht verlassen kann, und bleibe mit Freudigkeit verborgen, weil ich mich unter Menschen nicht mehr frey aufhalten kann, und verachte die Gefahr, so mir drohet, höchlich. Denn sterben kann ich, knechten kann ich nicht; auch kann ich Teutschland nicht knechten seh'n. Einst aber, gedenk ich aus meinem Schlupfwinkel hervorzubrechen und da vielleicht, wo ich die größte Menschenmenge antreffen werde, laut auszurufen: „Wer hat den Muth mit Hutten zu sterben, für die volksthümliche Freyheit? *)

Dies hab' ich vielleicht in meiner Gemüthsbewegung mit mehr Freymuth zu dir gesprochen, als deine Würde es verträgt. Aber ich verhoffte das Beste zu Dir. Deshalb glaubte ich an einen Freyen auch frey schreiben zu dürfen. Lebe wohl und ermanne dich!

Aus Ebernburg den 30. Septbr. 1520.

*) Ecquis audet cum Hutteno mori pro publica libertate?

XI.

Karl Prinz von Commerci.

Unter den Helden, welche sich in den Tagen des Kaisers Leopold des Ersten, besonders auszeichneten, und in den ruhmvollen Schlachten gegen die Türken und Franzosen sich unvergängliche Lorbeern errangen, verdient auch Karl Prinz von Commerci eine vorzügliche Erwähnung. Er war in Lothringen geboren, zu einer Zeit, als dieses Land

*) Anmerk. des Verfas. Die Nachrichten von den Thaten dieses Helden liegen zerstreut, theils im Theatrum Europaeum, Band 12—16, theils in dem Werke: „Eugenii Heldenthaten" Frankf. und Leipz. 1718. uff; wo gelegenheitlich sehr oft auch des Prinzen von Commerci Erwähnung geschieht. Im 4. und 5ten Band dieses Werkes (Nürnberg 1736.) ist zugleich die „histoire militaire du prince Eugène etc." von Dumont und Rousset enthalten.

noch nicht zu Frankreich gehörte, und kann um so mehr unter den teutschen Helden aufgezählt werden, da er in früher Jugend unter östreichische Fahnen trat, der teutschen Sache getreu lebte, und in den Reihen der teutschen Krieger den Heldentod starb.

Schon im Jahr 1683, damals ein zwey und zwanzigjähriger Prinz, focht er als östreichischer Offizier gegen die Türken vor Wien, und half die bedrängte Kaiserstadt entsetzen. Zwar im Range übertroffen von seinen berühmten Waffengefährten und Freunden, den heldenmüthigen Prinzen Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, stand er doch keinem derselben an Tapferkeit nach.

Nach der Errettung von Wien zog er mit der teutschen Armee unter dem Oberbefehle Karls von Lothringen in die Felder von Ungarn, und half dieses von den Türken besetzte Königreich wieder erobern. Bey allen Gelegenheiten — sey es daß er in offener Feldschlacht kämpfte, oder stürmend gegen die Wälle einer Festung rückte — zeichnete er sich ehrenvoll aus. Keine Gefahr, wie groß sie auch seyn mochte, beugte seinen Muth, und der Anblick des Todes war ihm nie furchtbar, so oft er den Kampf für Pflicht und Ehre bestand.

An dem nämlichen Tage, als Prinz Ferdinand Wilhelm von Wirtemberg sein Leben verlor,

bey dem verzweifelten Ausfall, den die Türken im Sommer 1685. aus der belagerten Festung Neuheusel machten, wurde auch Karl von Commerci lebensgefährlich verwundet; aber heldenmüthiger und ehrenvoller als dieser, rächte sich nicht leicht ein Krieger an seinen Feinden. Ehe noch die Festung erobert war, stand er nach Verfluß einiger Wochen wieder in den Reihen seiner Waffengefährten, rückte am 19. August desselben Jahres an der Spitze der Stürmenden vor, ermunterte sie durch Worte und Beyspiel, und war, nebst dem Baron von Asti, der erste, der das Bollwerk der Festung erstieg.

Auch in dem folgenden Feldzuge glänzte sein Name unter den Tapfern des teutschen Heeres hervor. — Den 27. Juli 1686, bey dem ersten zwar unglücklichen aber heldenmüthigen Sturm gegen Ofen, bewies er nochmals seine ausgezeichnete Tapferkeit, und war einer der vielen welche an jenem blutigen Tage verwundet wurden.

Nach der Eroberung von Ofen, zog er mit der siegreichen Armee auf das weltberühmte Feld von Mohaz; einst der Schauplatz, wo Ungarns letzter König, Ludwig der Zweyte, Schlacht und Leben verlor, jetzt aber bestimmt, durch einen der denkwürdigsten Siege über die Türken verherrlicht zu werden. An diesem ruhmvollen Tag, den 12. August, 1687. zeichnete er sich vor allen andern durch seinen Heldenmuth aus. Während er sich in der Nähe Karls von Lothringen befand, sa erblickte er einen Türken,

welcher stolz vorwärts der Schlachtordnung herumritt, und eine weiße mit einem türkischen Monde geschmückte Fahne trug, die mit einer Lanze versehen war. Noch von dem Schmerze erfüllt, daß die Leibcompagnie seines Regiments kurz vorher in einem Treffen ihre Standarte verloren hatte, wandte sich der Prinz an den Oberfeldherrn, und bat ihn um Erlaubniß, jene türkische Fahne für sein Regiment mit eigenem Arm erobern zu dürfen. Zwar ungern, aber doch endlich durch sein unabläßiges Bitten bewogen, willigte Karl von Lothringen ein. Der Prinz ritt heraus, und griff den Türken im Angesichte beyder Heere an. Ein Pistolenschuß, mit welchem der Prinz seinen Gegner zu erlegen hoffte, verfehlte zwar sein Ziel, und der Türke stach ihm seine Lanze in die Seite; aber der teutsche Held, voll muthiger Geistesgegenwart, ergriff mit der Linken die blutige Lanze, ehe der Türke zum zweytenmal stossen konnte, und schwang mit der Rechten den Degen, mit dem er in einem Hiebe dem Gegner den Kopf abschlug. Dann ritt er mit der eroberten Fahne, die mit seinem eigenen Blute gefärbt war, zu seinem Regimente, und übergab sie dem Fahnenträger, mit der Ermahnung, sie statt der verlorenen Standarte zu tragen, aber besser zu verwahren, weil sie ihn sein eigenes Blut gekostet hätte. Der Kaiser aber befahl, diese Fahne nach Wien zusenden, und Gott zu Ehren, mit dessen Hülfe der Prinz gestritten hätte, in die Kirche aufzuhängen, wogegen die Kaiserinn eine Standarte zurücksandte, die sie mit eigenen Händen gestickt hatte.

Muthig wie auf die Felde von Mohaz, focht er auch im folgenden Jahre vor den Mauern von Belgrad. Am 6. September 1688. wurde diese Festung von der teutschen Armee unter dem Oberhefehl des Kurfürsten Maximilian Immanuel von Baiern erobert. Der Prinz von Commerci stand an der Spitze derjenigen Truppenabtheilung, welche das Thor gegen die Donau erstürmte, und empfieng auch hier eine Wunde, als ehrenvolles Zeichen seiner Tapferkeit.

Um diese Zeit brach der pfälzische Erbfolgekrieg aus, und eine Abtheilung östreichischer Truppen, bey der sich auch der Prinz von Commerci befand, wurde unter Eugens Befehl nach Italien geschickt, und der verbündeten Armee zugetheilt, welche als Oberfeldherr der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus II. befehligte. Als General bey Eugens Truppen focht der heldenmüthige Prinz gewöhnlich an Eugens Seite, und theilte mit ihm den Waffenruhm bey vielen Unternehmungen. Voll kriegerischen Muthes kämpfte er namentlich in der Schlacht von Marsiglia, und wurde hier noch einmal verwundet.

Im J. 1697. wurde der Frieden mit Frankreich geschloßen. Eugen erhielt den Oberfehl über die teutsche Armee, welche gegen die Türken in Ungarn stand. Mit ihm zog auch Karl von Commerci wieder auf den Schauplatz seiner früheren Heldenthaten, und wich von nun an nicht mehr von der Seite Eu-

gens. Bey allen Unternehmungen durch Geistesgegenwart, Einsicht und Tapferkeit ausgezeichnet, wurde er der vertrauteste Freund seines Oberfeldherrn, so daß Eugen nicht leicht etwas Wichtiges unternahm, ohne ihn seinem Kriegsrathe beyzuziehen.

Den 11ten September des erwähnten Jahres, wurde die weltberühmte Schlacht vor Zenta geliefert, eine der größten und blutigsten im Laufe der Geschichte, und würdig, mit Schillers Ausdruck eher ein Schlachten als eine Schlacht genannt zu werden. Abends um 6 Uhr begann der Kampf, und noch war die Sonne nicht völlig untergegangen, so war schon das reiche türkische Lager erobert, das Feld mit 22000 feindlichen Leichen bedeckt, und der übrige Theil der türkischen Armee, wiewohl sie der Zahl nach weit stärker war, theils zerstreut, theils in die Fluthen der Theiß gesprengt. Man weiß, wie sehr sich an diesem Tage alle Generäle der christlichen Armee auszeichneten, und wie Eugen allen insgesammt das vortreffliche Zeugniß ertheilt, ihr heldenmüthiger Geist, den sie bewiesen hätten, sey mit keiner Feder zu beschreiben, und jedes Lob, das er ihnen beilege, sey zu gering. Insofern bedarf es zum Ruhme des Prinzen von Commerci nur der Erwähnung, daß auch er einer jener Heerführer am Tage von Zenta gewesen sey. Aber ihn trifft vorzüglich auch das Lob, welches Eugen der Reiterey, an deren Spitze jener bey Zenta stand, noch

ins Besondere ertheilt. Die Reiterey, sagt Eugen in seinem Kriegsbericht, habe bey dem Angriff des Lagers etwas gethan, was er die Zeit seines Lebens sonst nie gesehen hätte. Sie sey mit dem Fußvolk bis an die Schanzen gerückt, habe dort gleich diesem das Feuer des Feindes ausgehalten, und ebenso ihre Gewehre auf die Türken abgefeuert. Dann, als das Fußvolk unwiderstehlich gegen das Lager gedrungen sey, seyen auch die Reiter von den Pferden abgestiegen, und hätten mit dem Degen in der Hand das Lager erstürmen helfen.

Zwey Jahre nach dieser gewaltigen Schlacht war der blutige Türkenkrieg beendigt, aber der spanische Erbfolgekrieg, welcher bald nachher ausbrach, rief die Armee des Kaisers zu neuen Thaten. Mit Ruhm bedeckt führte Eugen seine sieggewohnten Krieger nach Italien. Mit ihm zog auch Karl von Commerci, um die letzte Bestimmung seines Schicksals zu erfüllen, und dort den ehrenvollen Tod des Helden zu sterben.

Bey mehreren Vorfällen im Anfange dieses Krieges, zeichnete sich der Prinz von Commerci durch seine gewöhnliche Tapferkeit aus. Vieles trug er im Jahr 1701. durch seine Einsicht und Unerschrockenheit zu dem berühmten und glücklichen Uebergang der Armee über die Etsch bey, da er, als ein Jäger verkleidet, in Gesellschaft zweyer Ingenieurs ein Schiff bestieg, und im Angesicht der Franzosen die

Beschaffenheit des Flußes auszukundschaften wagte. Bald darauf wohnte er den glücklichen Treffen von Carpi und Chiari bey. Sodann half er Mantua belagern, und nahm das Schloß Marmerolo ein. Im folgenden Jahre hatte er besonders an der kühnen Unternehmung Antheil, als den 1. Februar Cremona überrumpelt, und mitten aus dieser Festung heraus der französische Marschall Villeroi, nebst 70 Offizieren, 400 Gemeinen und 7 Standarten fortgeführt wurde. Aber wenige Monate nachher vollendete er seine ruhmvolle Laufbahn.

Den 15. August 1702. fand er seinen Tod in der blutigen Schlacht von Luzzara, wo er den Befehl über den rechten Flügel der Armee führte. Vendome, kurz vorher mit neuen Truppen verstärkt, war der Zahl nach der östreichischen Armee weit überlegen, und der Kampf mußte daher mit aller Anstrengung begonnen werden. Der erste Angriff der Teutschen wurde vom rechten Flügel gemacht, und der Prinz von Commerci, in der Ueberzeugung, wie sehr es eines entschlossenen Anführers bedürfte, führte ihn selbst gegen das feindliche Feuer, wurde aber gleich beym ersten Anlauf von einer tödtlichen Kugel getroffen.

Seinen Freund und Waffenbruder noch einmal zu sehen, und wo möglich zur Rettung seines Lebens beyzutragen, eilte Eugen sogleich auf die Stelle, wo der Prinz gefallen war, aber schon hatte er sei-

nen Heldengeist aufgegeben. Tief wurde Eugens Herz erschüttert, und menschlich-groß konnte er sich der Thränen nicht enthalten, als er seinen gefallenen Freund sah.

Zwar wurde das Schlachtfeld von Luzzara mit glänzender Tapferkeit gegen die überlegene Zahl der Franzosen behauptet, aber die Ehre war um das köstliche Blut vieler Teutschen, und um das edle Leben eines Helden erkauft worden, der durch seine außerordentliche Tapferkeit sich die Achtung aller Herzen erworben hatte, und schon im 41sten Jahre seines Lebens dem Vaterlande entrissen wurde. Ehrenvoll ist das Zeugniß, welches Eugen in seinem Kriegsberichte dem Gefallenen ertheilt. „Unter den Todten,“ — sagt er, — ist auch der Prinz von Commerci. Sein Verlust ist um so mehr zu bedauern, je mehr sein Muth und seine Tapferkeit der ganzen Welt bekannt sind.“

Fried Sonntag

XII.

Heldenmüthige Aeusserungen, im Bewußtseyn des nahen Todes.

I.

Johannes Ziska, der berühmte Anführer der Hussiten, war der größte Feldherr seiner Zeit, an List und Tapferkeit dem Hannibal gleich. Er verlor in einer Schlacht das eine Aug, und bey einer Belagerung das andere, durch einen Pfeilschuß verwundet; aber selbst blind noch behielt er den Oberbefehl über die Armee, die er so oft zum Siege führte. Als er sterben wollte, so ließ er seine Generäle vor sein Bette treten, und ermahnte sie aufs nachdrücklichste, mit allen Kräften den Krieg fortzusetzen, den sie für ihre Glaubensfreyheit und Menschenrechte angefangen hätten. Er redete mit völliger Gleichgültigkeit vom Tode, und als sie ihn fragten, wohin er wünsche begraben zu werden, so antwortete er, wie uns mehrere Geschichtschreiber von seinem Leben berichten: „Nirgends hin, — sondern, wenn ich todt bin, lasset mir die Haut abziehen, und gebet mei-

nen Leib den Wölfen und Vögeln zu fressen. Die Haut aber spannet über eine Trommel, und dann werden alle meine Feinde fliehen, so bald sie nur den Schall davon hören werden!" — Ziska starb den 11ten Oktober 1424.

2.

Johann Michael von Obentraut, Obrist im dreyßigjährigen Krieg, vertheidigte sich im Jahr 1625. gegen Tilly mit außerordentlicher Tapferkeit. Obgleich das östreichische Heer viermal so stark war als das seinige, so wurde Tilly dennoch einigemal mit Verlust zurückgeschlagen Endlich aber unterlag Obertraut, und gerieth, tödtlich verwundet, in Gefangenschaft. Tilly, dem sterbenden Helden seine Achtung zu bezeugen, besuchte ihn kurz vor seinem Tode, und äußerte ihm sein Mitleiden, daß er einen so tapferen Mann in solchem Zustande finde. Obentraut antwortete ganz gelassen: „Dies sind Unglücksblumen, Herr General! aber in einem solchen Garten pflückt man keine andere." Und mit der nämlichen Gelassenheit gab er bald hernach seinen Geist auf.

Diese Anekdote wurde auch unter die Beyspiele des Guten (Suttgart 1808.) aufgenommen. (Vgl. N°. 117.)

3.

Unter den edlen Preussen, welche durch die Schlacht am 16. Oktober 1813. ihr Leben aufopferten, befand sich auch Dannemann, dessen der

preussische Patriotenspiegel Theil 2 Seite 66 bis 78 ehrenvolle Meldung thut. Er war ein Jüngling aus Königsberg, welcher auf des Königs Aufruf die Universität verlassen, und die Waffen ergriffen hatte. Ausgezeichnet durch seine Tapferkeit, die er in mehrern Treffen bewies, wurde er von einer Kugel tödtlich verwundet, und starb zwey Tage darauf. An seinem Todestag, den 18. Oktober, schrieb er in den letzten Augenblicken seines Lebens folgenden merkwürdigen Brief:

„Einzig geliebte Eltern! Vorgestern, am 16. Oktober, hatten wir das Glück, unter Gottes gnädigem Beystande die Scharte, welche wir am 14ten desselben Monats 1806. bey Jena und Auerstädt von den Franzosen empfiengen, ruhmvoll auszuwetzen. Blutig war die Schlacht, der Feind wehrte sich mit verzweifeltem Muthe, aber er mußte der Tapferkeit der Unsrigen weichen. Wollte Gott, das Blutvergießen hätte ein Ende! Es sind der Ruhmsucht eines Einzigen genug gefallen. Aber süß und ehrenvoll ist der Tod für das Vaterland. Auch ich gehöre unter die Zahl der Glücklichen, denen dieser ehrenvolle Tod in wenigen Stunden wartet."

Bald nachher, als er diese Worte geschrieben hatte, entsank die Feder seiner Hand, und er starb.

XIII.

Heldenthat
einiger Bürger zu Wesel,
zur Zeit des dreyßigjährigen Kriegs. *)

Muthlos hatten im Jahr 1629 die Protestanten in Teutschland die Waffen niedergelegt, und schon war Christian IV. von Dännemark durch einen unrühmlichen Frieden mit dem Kaiser ausgesöhnt. Noch hatte der Held aus Norden, Gustav Adolph, den teutschen Boden nicht betreten und Ferdinand II. herrschte als Sieger von den Ufern des adriatischen Meeres bis an die Küsten der Ostsee. Aber jenseits des Rheins in den Niederlanden stand noch unerschüttert und unbesiegt der holländische Statthalter, Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, im

*) Anmerk. des Verf. Die Quelle dieses Aufsatzes ist das Theatrum Europaeum. Band 2. (Frankf. 1637.) Seite 82 uff.

heldenmüthigen Kampfe gegen Spanien und Oestreich. Sein tapferes Heer, durch das Bewußtseyn der heiligen Sache, für die es kämpfte, und durch den glücklichen Fortgang seiner Unternehmungen begeistert, hatte schon die Wälle von Herzogenbusch umstert, und bereits einige Werke der bedrängten Festung erobert. Ein anderes holländisches Heer, vom gleichen Muthe beseelt, war unter dem Befehl des Feldmarschalls Ernst Casimir, Grafen von Nassau, bey Arnheim aufgestellt, um hier die Bewegungen der feindlichen Armee zu beobachten, welche unter der Anführung der Grafen Heinrich von Berg, und Ernst von Montecuculi in die Welau eingefallen war, und daselbst ein Lager geschlagen hatte. Um diese Zeit geschah es, daß durch drey Bürger von Wesel ein Wagstück ausgeführt wurde, welches als eines der kühnsten und merkwürdigsten in der Geschichte betrachtet werden kann.

Wesel am Niederrhein, unweit der holländischen Grenze, war schon damals eine wichtige Festung, und von dem Befehlshaber der Spanier, dem Grafen von Berg, als Sicherheitsort ausersehen, um hier die Lebensmittel und übrigen Bedürfnisse für die vereinigte östreichisch-spanische Armee aufzubewahren. — Daher befanden sich große Schätze in dieser Stadt, eine Kasse von 500,000 Gulden in Silber und 40,000 Dukaten in Gold, 70 Kanonen nebst vielen Waffen und anderm Kriegsvorrath, mehrere hundert mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen beladene Wägen,

und das Gepäck der Feldherrn und übrigen vornehmen Offiziere mit Gold und Silbergeschirr. Außerdem war Wesel sowohl der Zufluchtsort, wohin das Raubgesindel der Kroaten seine Beute zu flüchten gewohnt war, als auch der Marktplatz, wo viele gewinnsüchtige Kaufleute aus dem feindlichen Brabant ihre reichen Kramläden aufgeschlagen hatten.

Längst aber entrüstet über die vielen Drangsale, welche die Einwohner von Wesel schon fünfzehn Jahre unter der übermüthigen Herrschaft Spaniens erdulden mußten, faßte Peter Mülder, ein muthiger Bürger der Stadt, den großen Entschluß, sich und seine Mitbürger von dem schmählichen Joche der Unterdrücker zu erlösen, und die Festung in die Hände der vereinigten Niederländer zu liefern, da er unter der Obhut dieses frey und hochgesinnten Volkes zum voraus ein besseres Schicksal erwarten konnte. Dieser Entschluß war um so gerechter, weil seit dem Jahre 1609, nachdem der letzte Herzog von Cleve Jülich und Berg ohne Kinder gestorben war, die Stadt Wesel gleich dem ganzen Lande keinen bestimmten Fürsten hatte, und daher als verwaist betrachtet werden durfte. Denn der langwierige Erbfolgestreit, der damals unter den teutschen Fürsten entstanden war, hatte bisher sein Ende nicht gefunden, und nicht das Recht, sondern die Willkühr der Spanier, welche im Jahr 1614. von Wesel Besitz genommen hatten, würde, wenn sie gesiegt hätten, gewaltsam entschieden haben, wer der Erbe der hinterlassenen Länder seyn solle.

Als aber Peter Mülder sein kühnes Vorhaben seinem Bruder Dietrich Mülder, so wie seinem vertrauten Freunde Johann Rottleer mitgetheilt und sich mit ihnen berathschlagt hatte, so benachrichtigte er heimlich den Grafen von Nassau. Hierauf rückte General von Dyden, an der Spitze von 1600 holländischen Musketieren und Lanzenträgern, nebst einigen Schwadronen Reiter aus der Gegend von Arnheim herauf, während Franz Lozzana, damals Befehlshaber der Spanier zu Wesel, sich und seine Schätze in den Mauern dieser im Rücken der östreichisch-spanischen Armee gelegenen Stadt hinlänglich sicher glaubte. Eben sollte eine Anzahl spanischer Wägen mit Lebensmitteln und anderen Kriegsbedürfnißen beladen, in das Lager, welches ohngefähr 20 Stunden von Wesel entfernt war, aus der Festung abgeschickt werden. Von Dyden benutzte diesen Umstand, und nahm seine Stellung, als ob er auf die von Wesel kommenden Lastwägen lauerte. Dadurch getäuscht meinte Lozzana, allen Gefahren vorgebeugt zu haben, als er die Bedeckung der Wägen noch mit einer Anzahl Reiter verstärkt hatte. Daß jenes kleine Heer auf die Festung selbst einen Anschlag haben könne, das war dem Spanier nicht in den Sinn gekommen.

Es war den 17. August des Jahres 1629, als die spanischen Wägen unter ihrer Bedeckung die Straße am Rhein gegen die Welau hinabzogen. Kein Feind

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

beunruhigte sie durch Angriffe, aber in der Stille zog von Dyden mit 750 seiner Tapfersten zu Fuß und einer Anzahl Reiter immer näher gegen Wesel herauf, während die Spanier in dem thörichten Wahne standen, als ob es dem Helden an Muth gefehlt hätte, ihre verstärkte Bedeckung anzugreifen. Geflißentlich ließ er, wie es scheint, die übrigen Leute deßwegen zurück, um nicht durch die Menge ein allzugroßes Aufsehen zu erregen.

Nachmittags den 18. August verließ Peter Mülder die Stadt, um dem nahenden Retter entgegen zu gehen. Ihm folgte sein Bruder, und bald darauf auch sein Freund; jeder aber eine Stunde später als der andere, und jeder durch ein anderes Thor, um allen Verdacht zu vermeiden. An einem zum voraus bestimmten Orte auf dem Felde fanden sie einander wieder, und von dem ernsten Gefühl ihres großen und gefährlichen Vorhabens erfüllt, welches mit dem dämmernden Morgen in Erfüllung gehen sollte, beteten sie hier vereint in der stillen Nacht zu Gott um seinen ferneren Beystand, um Klugheit, Muth und Stärke, ihren kühnen Entschluß auszuführen.

Von Dyden hatte vorsichtig die Nacht gewählt, um seinen wichtigen Marsch gegen Wesel zu vollenden. Schon war daher der 19. August aufgegangen, als Peter Mülder und seine beiden Freunde den ersehnten Retter und seine Leute von verschiedenen Straßen heraukommen sahen. Kein Augen-

blick war mehr zu verlieren, und kaum hatte sich das Kriegsvolk gesammelt, so war schon die Mannschaft zu Fuß in fünf Haufen getheilt, und das Loos geworfen, in welcher Ordnung sie einander folgen sollten. Hauptmann Huygens wurde durch das Loos erwählt, mit seinem Zuge voran zu rücken; hinter ihm kamen die übrigen, jeder Zug in einiger Entfernung von dem anderen, und jeder 150 Mann stark. Vor allen aber lief Peter Mülder, mit einem schweren eisernen Hammer auf der Schulter, den er sich zu seinem Vorhaben hatte verfertigen lassen, und neben ihm sein Bruder Dietrich, und sein Freund Rottleer.

Schon war es Morgens um 3 Uhr, als Peter Mülder, und seine Kameraden unbemerkt an dem Festungsgraben von Wesel anlangten, und zwar auf der östlichen Seite der Stadt an einer Stelle, wo eben ein neues Bollwerk angelegt, aber noch nicht vollendet, sondern nur mit Pallisaden, die keinen großen Widerstand thun konnten, einstweilen versehen war. Glücklich stieg die Heldenschaar durch den Graben den Wall hinauf, und Peter Mülder zerbrach mit dem eisernen Hammer einige Pallisaden, wodurch der Eingang in die Stadt eröffnet wurde.

Muthig drang jetzt der holländische Hauptmann mit dem ersten Zug in die Festung, während der

größte Theil der spanischen Besatzung noch im Schlafe lag, und niemand bisher an die Möglichkeit der Annäherung eines Feindes gedacht hatte. Staunen und Schrecken verbreitete sich in der Stadt. Alle Wachen, welche den Holländern auf den Straßen zu Gesicht kamen, wurden im ersten Anlauf niedergestoßen. Und während Huygens selbst, nachdem er die wichtigsten Posten hatte besetzen lassen, mit 40 Mann heldenmüthig gegen den Marktplatz vorwärts drang, und alles was ihm begegnete vor ihm niederwarf, lief Peter Mülder nebst seinen Gefährten mitten unter dem Getümmel in das Haus eines Schmids, das in der Nähe lag, holte Gehülfen und Werkzeuge, schlug das Schloß an einem Thore der Festung ab, und ließ die Fallbrücke nieder. In diesem Augenblicke sprengte die holländische Reiterey herein, welche bereits draußen wartete, während auch die übrigen Abtheilungen des Fußvolks durch den früher eröffneten Eingang hereindrangen. So wurden alle Thore besetzt, und die Festung war glücklich erobert.

Siebenzig der Feinde, und unter ihnen eine Anzahl Kürassiere, welche auf dem Markplatz, wo sie eine große Menge Wägen bewachen sollten, fechtend gefallen waren, nebst drey spanischen Hauptleuten hatten ihr Leben eingebüßt. Mehr als tausend Gemeine nebst ihren Offizieren und dem Befehlshaber der Festung ergaben sich als Gefangene. Alle die Schätze, welche Wesel umfaßte, fielen in die Hände des siegenden Generals, welcher einen großen Theil

des Geldes nebst den Kramläden der Brabantischen Kaufleute seinen Soldaten Preis gab, indeß das Eigenthum der Bürger aufs strengste verschont blieb. Auch wurde sogleich nicht allein die Brücke über den Rhein zerstört, um die Stadt gegen einen schnellen feindlichen Anfall einstweilen zu sichern, sondern auch die Festungswerke in den besten Zustand gesetzt, um den eroberten Platz desto gewisser zu behaupten.

Selten ist eine That so glücklich ausgeführt worden, da die Anzahl der Todten auf Seiten der Holländer sehr gering war. Selten war aber auch eine That von größern Folgen. Mit der Eroberung Wesels mußte Spanien die Hoffnung aufgeben, sich in der Welau zu behaupten, und das bedrängte Herzogenbusch zu entsetzen. Mit diesem Tage war nicht nur Wesel vom spanischen Joche erlöst, sondern auch der Freyheit des benachbarten holländischen Volkes eine neue Stütze gegeben worden. Und die erste Veranlassung zu allem diesem gieng von drey teutschen Männern aus, denen es nicht etwa um einen eiteln Lohn von Gold und Silber zu thun war, sondern die für das Heiligste der Menschheit, für ihr und ihrer Mitbürger Freyheit, heldenmüthig Gut und Leben wagten.

Welch ein großer Jubel in den vereinigten Niederlanden es war, als die unerwartete Nachricht von der Eroberung Wesels erschallte, bedarf kaum einer Erwähnung. In allen Kirchen wurden öff-

liche Danksagungen angestellt, und im Lager vor Herzogenbusch alle Kanonen gelöst, während die Musketiere ihre Gewehre losfeuerten, und die Lanzenträger jubelnd auf ihren Spießen brennende Strohfackeln in die Höhe hoben, so daß das ganze Lager vor dem Angesichte des belagerten Feindes glänzend erleuchtet war. Wie groß aber auch der Spanier Groll und Unmuth gewesen seyn mag, läßt sich eben so leicht vorstellen. Lozzana und sein Obrist-Wachtmeister De la Plare Galleron, wurden nach ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft, vor das Gericht gestellt, und beyden durch den Henker das Haupt abgeschlagen.

Fr. Sonntag.

XIV.

Kriegsruhm der Villinger. *)

Treue gegen ihre Landesfürsten, und gleichsam zum Sprichwort gewordene Tapferkeit, waren seit den ältesten Zeiten die hervorstechendsten Eigenschaften der Bürger von Villingen. Zwar vernachläßigten sie unter dem Geräusche der Waffen auch die Künste des Friedens nicht; im Gegentheil, es ließe sich ein großes Buch von gelehrten Villingern schreiben, und es ist immer ein günstiges Vorurtheil für einen jungen Musensohn gewesen, ein Villinger zu heißen. Doch

*) Dieser Aufsatz des um die alte besonders badische Geschichtskunde sehr verdienten Verfassers, wurde zuerst im Freyburger Unterhaltungsblatt N.° 20. und 21. mitgetheilt, woraus wir ihn in gegenwärtiges Buch als ein Denkmal teutscher Tapferkeit aufnehmen. Die Stadt Villingen (ehmals zu Vorderöstreich und jetzt zu Baden gehörig) war zwar nie eine bedeutende sondern nur mittelmäßige Festung; aber nur um so mehr ist die Tapferkeit ihrer Einwohner zu bewundern.

das, wodurch sich die Bürger überhaupt vor der Welt ausgezeichnet haben, ist ihre Gewandtheit in den Waffen, und der entschloßene und kühne Sinn, womit sie von ihren Wällen herab den Stürmen von mehr als einem großen Heere und vielen berühmten Feldherrn trotzten.

Auf der Villinger Rechtlichkeit und Kriegsübung vertrauend, haben ihnen früh schon die Kaiser in einem bedeutenden Landstriche, der Pürsch, den Blutbann anvertraut, damit sie die Strafen über den Wald von allen Uebelthätern und Ruhestörern rein hielten. Als man ihren Herzog Friedrich (1416) durch einen Achtspruch alles des Seinen beraubte, wankten nur Villingen und Waldshut nicht in ihrer Treue. Mit fester Besonnenheit nahmen die Villinger viele umliegende Orte im Namen des schwäbischen Bundes in Eid und Pflicht, als Herzog Ulrichs von Würtemberg Erscheinung im Felde (1519) nicht wenige überraschte. Und während bald darauf (1525) zur Zeit des schwierigen Bauernkrieges viele ansehnliche Städte und Festungen sich ergaben, hielt Villingen in Achtung gebietender Stellung die Aufrührer von sich ab. Unsterblichen Ruhm aber erwarben sich Villingens Bürger in dem alles erschütternden, und die Kräfte Teutschlands bis in das innerste Mark verzehrenden Schwedenkriege, dadurch, daß sie drey in 2 Jahren schnell auf einander folgende Belagerungen aushielten (1633 und 1634.) Damals haben sie die Anstrengungen der berühmtesten feindlichen Heerführer zu nichts gemacht, und einen Sturm, den selbst der alte

Kriegsmann, Oberst Aescher, nicht so furchtbar erlebt zu haben, behauptete, männlich und mit großem Verlust der Feinde abgeschlagen. Da erschien kein Unterschied des Standes, des Alters, des Geschlechts; alles trug nach Kräften zur Bewachung der geliebten Vaterstadt bey, und während die einen mit Gewehren, Spiessen, Kolben und Stangen stritten, warfen die andern Bienenkörbe, Steine, Feuerbalken, Pechringe, gesottenen Kalk und dergleichen auf den stürmenden Feind. Hoch und theuer vermaß sich dieser: „und wenn man die Stadt an zwey Ketten bis zum Himmel aufzöge, wollte er sie wieder herabreißen." Vergeblich, die Belagerten hielten ritterlich aus.

Mit vollem Recht konnte also der Chorherr Sichler*), als er 50 Jahre darauf (1683) dem unbezwungenen Villingen eine Lobrede hielt, dieser Stadt, als Festung betrachtet, den Ehrennamen einer Jungfrau beylegen.

„Villingen, „so rühmt der Redner," ist noch eine „Jungfrau, truz vielen Städten. Straßburg war „lange Zeit eine brafe Dam. Laut des Lieds, die „Straßburger Buhlschaft genannt:

---

*) Gedruckt zu Rothweil 1684. in Quart, unter dem Titel: „Mercurius Villinganus redivivus etc. d. i. die Villingische, in denen dreyfachen Belagerungen, gegen Gott und seinen Landesfürsten erwiesene Tapfer- und Redlichkeit."

„ Ich weiß eine schöne Dam,
„ In Deutschland thut sie wohnen.
„ Sie ist und wohnt nicht weit vom Rhein;
„ Straßburg heißt ihr Nam."

„ Ein großer Welt-Monarch, nemlich Ludovi-
„ kus XIV, König von Frankreich, schickt seine Wer-
„ ber, die sich um diese Dam sollen anmelden; sie
„ sagt nur geschwind ja. Straßburg ist jetzt franzö-
„ sisch.

„ Magdeburg, eine vornehme Jungfrau in Sach-
„ sen, führt in ihrem Stadtwappen eine Jungfrau
„ mit einem Kranz, stehend auf einer Bruck zwischen
„ zweien Thürmen. Der Kaiser schickt zwei Wer-
„ ber, nemlich den Tilly und Pappenheim, zwe-
„ en tapfere Soldaten und weltbekannte Helden; die
„ Jungfrau pochet und ist trutzig mit ihrem Kranz,
„ und sagt Trutz Tilly, Trutz Pappenheim!
„ Aber Uebermuth thut selten gut; die Werber setzen
„ an mit Gewalt, erobern die Stadt, und wird der
„ stolzen Jungfrauen der Kranz zerrißen. Darum
„ heißt's im Lied:

„ Magdeburg war eine stolze Magd,
„ Sie hat dem Kaiser den Tanz versagt.
„ Jetzt muß sie tanzen mit einem Knecht
„ So g'schieht allen stolzen Jungfrauen Recht."

„ Breisach, ein von der Hand und von der Na-
„ tur befestigter Ort, hat viel Buhler oder Wer-

„ der von Zeit zu Zeit gehabt, sie war eine lange
„ Zeit eine schöne Jungfrau, eine herrliche Dam;
„ bis daß endlich Herzog Bernhard von Sachsen
„ Weimar mit langer Blockirung und viermonatli-
„ cher Belägerung also geängstigt, wollt' sie anders
„ nicht Hungers sterben, hat sich endlich diese edle
„ Jungfrau per Accord ergeben. Dahero ein Offi-
„ zier, so solcher Belagerung selbst beigewohnt, An-
„ laß genommen, das bekannte Lied zu dichten und
„ zu verfassen:

„ Ein' schöne Dam wohnt in dem Land,
„ Von großen Qualitäten,
„ Am Rheinstrom ist sie wohl bekannt,
„ Von hohen Dignitäten. *)

„ Vor 50 Jahren haben vornehme Helden, mächti-
„ ge Feind, als Julius und Eberhard, beide Her-
„ zogen aus Würtenberg, Christian Pfalzgraf von
„ Birkenfeld, General Feld-Marschall Gustav Horn,
„ Martin Freyherr von Degenfeld, Mi-
„ chael Rauch, Schaffaliski und andere Kriegs-
„ helden mehr, um das arme, verwiesene Jungfräu-
„ le, Villingen genannt, sich angemeldet, aber das
„ Jawort nicht erhalten, sondern sind abgewiesen
„ worden, und durch den Korb gefallen.

*) Sollte dieses Lied nicht irgendwo noch ganz auf-
zufinden seyn? So gering, allem Anschein nach, der dichterische Gehalt seyn mag, so hat es doch vielleicht geschichtlichen Werth.

„Was für Buhlbrief an dieses schwäbische Jungfräulein obbedüttene Werber haben abgehen lassen! Sie vermeinten das Jungfräulein wäre vom Verstand kommen, wollten dann ihme den Kopf mit Arznei besser einrichten, machten eine gefährliche Purgaz von lauter Pillulen, das waren die Stukkugeln, derer 7000, und 400 Granaten und Feuerkugeln über einen Zentner schwer (dergleichen zum Muster bey St. Sebastian Altar dorten an einer Ketten noch hanget; im Münster sind mehr zu sehen); dieses Jungfräulein hat schlucken und einnemmen müßen. Weit gefehlt! Villingen ist noch eine Jungfrau!"

Noch einmal (1704) bewiesen sich die Einwohner von Villingen ihres Ruhms würdig, als der französische Feldherr Tallard einen Sturm auf die Stadt versuchte. Dreyhundert Bürger in Verbindung mit Soldaten und Studenten behaupteten den Wall, vor welchem 300 Franzosen das Leben ließen. Damals sah man Weiber, welche nicht nur ihren Männern die Mauer-Einbrüche verbessern halfen, sondern auch mit dem Feuergewehr umzugehen wußten. Mit einem Verlust von 1500 Todten und einer großen Anzahl Verwundeten zog Tallard ab, und siegprangend öffneten die Vertheidiger dem anrückenden Eugen die Thore.

Wer könnte, nach allem diesem, es den guten Villingern verargen, wenn sie ihre Ringmauer, wel-

che ihre Vorfahren so oft mit ihrem Blute vertheidigt haben, woran so viele Erinnerungen der Erhebung und des Trostes in Noth und Gefahren hängen, als ein heiliges Denkmal betrachten, und vor jedem Eingriffe in dieselbe, als einer Verletzung ihres Liebsten und Theuersten zurückbeben?

Julius Leuchtlen.

XV.

Teutschlands Heldinnen,

im Kampfe für die Befreyung ihres Vaterlandes von der fremden Oberherrschaft.

Als Napoleons Macht in Rußland vernichtet war, und das teutsche Volk neue Hoffnung faßte, seine verlorene Freyheit und Selbstständigkeit wieder zu erlangen, so wurde in ihm eine Hoheit des Gemüth's sichtbar, wie sie nur bey den edelsten Völkern erscheint, wenn im Augenblicke des schmerzlichsten Bewußtseyns, daß die heiligsten Güter verloren seyen, sich eine günstige Gelegenheit diese wieder zu erringen darbietet. Alles andere aufzuopfern, um nur die neu gefaßte Hoffnung in Erfüllung zu bringen, waren damals die Teutschen bereit. Aber es waren nicht blos Männer, sondern auch Teutschlands Frauen und Jungfrauen nahmen an dem hohen Freyheitskampfe Antheil. Ein Umstand, der einst der Nachwelt zum Beweis dienen wird, wie schwer und verhaßt das fremde Joch den Teutschen gewesen seyn muß. Viele von ihnen gaben ihren Schmuck und ihre vorzüglichsten Kostbarkeiten willig zur Führung des Krieges hin; und

ein armes Fräulein, welches nichts anderes beizutragen wußte, legte sogar, wie man uns erzählt, den Erlös für ihr schönes Haar, das sie sich zu diesem Entzweck abschneiden ließ, freudig auf den Altar des Vaterlandes nieder. Andere boten sich zur Verpflegung der Kranken und Verwundeten dar, und übernahmen unentgeldlich mit Gefahr ihres eigenen Lebens Dienste in den Krankenhäusern. Mehrere sogar ergriffen das Schwerdt, und traten mit den Männern in den Kampf für die teutsche Sache. Einige der ausgezeichnetsten teutschen Heldinnen, von denen wir die Nachrichten aus öffentlichen Tagsblättern und andern Schriften entlehnen, mögen auch in gegenwärtigem Buche ihre Stelle finden!

1.

Unter den Heldinnen, welche für Teutschlands Sache das Schwerdt führten, steht mit Recht Maria Werder aus Schlesien allen voran, weil sie den übrigen zuerst mit dem hohen Beyspiel weiblicher Tapferkeit vorangieng.

Schon im Jahr 1806. ermunterte sie nach der Schlacht von Jena ihren Mann, mit dem sie in einer kinderlosen Ehe lebte, die Waffen für ihr Vaterland zu ergreifen, und verlangte, mit ihm in das Feld zu ziehen. Beyde traten zu Breslau unter das Freycorps des Fürsten von Anhalt-Pleß, und wurden unter die Husaren aufgenommen. Ausgezeichnet durch ziemlich starken Körperbau, sowie durch eine

etwas männliche Stimme und ein von der Sonne gebräuntes Angesicht gelang es ihr anfänglich, ihr Geschlecht zu verbergen; aber selbst, als dieses entdeckt war, weigerte sie sich, ihren einmal gefaßten Entschluß aufzugeben.

Zweimal wurde sie verwundet, zuerst durch einen Streifschuß, und bald darauf durch einen Hieb, durch den sie einen Finger der rechten Hand verlor; aber völlig gleichgültig verachtete sie die Schmerzen ihrer Wunden. Das Corps, bei welchem sie sich zuerst befand, wurde von der feindlichen Ueberzahl vernichtet, oder zerstreut, und sie selbst gefangen genommen; aber sie entrann mit ihrem Manne der Gefangenschaft, und nahm unter dem Freycorps, welches Hirschfeld und Rochow, in der Gegend von Naumburg sammelten, neue Kriegsdienste. Sie nahm an mehreren Gefechten wieder Theil, und war unter den 22 Husaren, mit welchen Rochow 80 feindliche Fußgänger in Sagan zu Gefangenen machte. Später wurde sie selbst zum zweitenmal von einer überlegenen Anzahl Franzosen gefangen genommen; wußte aber auch diesmal wieder zu entkommen, und verkleidet ihre Heimat wieder zu finden.

Im Jahre 1813. entschloß sie sich noch einmal mit ihrem Manne ins Feld zu ziehen. Beide erschienen in kriegischer Kleidung und Rüstung zu Breslau, und ließen sich unter das zweite schlesische Husarenregiment

aufnehmen. Sie, unter dem Namen Werder der Zweyte, wurde bald darauf zum Wachtmeister ernannt, wobey sie sich durch den genauesten Diensteifer, so wie im Felde durch die rühmlichste Wachsamkeit und Tapferkeit auszeichnete. Zwey Tage vor der Schlacht bey Leipzig nahm sie allein zwey französische Voltigeurs gefangen. Besonders aber zeichnete sie sich in der darauf folgenden großen Völkerschlacht aus, wo sie eben so durch ihre Worte, wie durch ihr ganzes Benehmen ihren Untergebenen ein aufmunterndes Beyspiel der Entschlossenheit und Unerschrockenheit gab. Ein Pferd wurde ihr unter dem Leibe todt geschossen; aber sie bestieg ein anderes, und eroberte mit ihren Leuten eine leichte französische Feldbatterie.

In dieser Schlacht traf sie das Schicksal ihren Mann zu verlieren. So wie sie gewohnt waren, in einem Quartiere sich aufzuhalten, so fochten beyde auch in den Treffen gewöhnlich nahe bey einander. Dießmal aber war sie bald von ihm getrennt worden, und fand ihn erst am Tage nach der beendigten Schlacht nach langem Suchen auf dem Schlachtfelde unter den Leichnamen der Gefangenen von einer feindlichen Kugel in der Brust durchbohrt. Am nämlichen Tage erst entdeckte sie ihr Geschlecht, das sie während dieses Feldzuges bisher verhehlt hatte, und man hörte mit Verwunderung, daß der Gefallene nicht ihr Bruder, sondern ihr Mann gewesen sey.

Auch verließ sie jetzt den Kriegsdienst, und kehrte nach Haus zurück, um ihr übriges Leben in stiller Ruhe zuzubringen.

2.

Berühmt wie der Name der bereits erwähnten schlesischen Heldinn ist auch der Name der brandenburgischen Jungfrau Marie Christiane Eleonore Prochaska.

Ihr Vater, früher Gardegrenadier unter Friedrich dem Großen, nachher aber Musiklehrer in Potsdam, hatte, so viel in seinen Kräften stand, auf die Bildung dieser Tochter, so wie seiner beyden anderen Kinder verwendet. Besonders war in ihr durch seine Erzählungen von Heldenthaten, welche die Frauen Spaniens und Tirols in der neuesten Zeit vollbrachten, ein wahrer Heldengeist erweckt worden.

Daher verkaufte sie in dem verhängnißvollen Jahre 1813 ihre besten Habseligkeiten, schaffte sich dafür eine männliche Kleidung nebst Büchse, Hirschfänger und Tschako an, und trat unter die Jäger des ersten Battaillons der Lützowischen Freyschaar, indem sie sich selbst den Namen August Renz beylegte. Bald darauf schrieb sie an ihren Bruder mit der Bitte, sie wegen ihres Schrittes den sie ohne Vorwissen der Ihrigen gethan hatte, bey ihrem Vater

zu entschuldigen, wobey sie das heilige Versprechen gab, niemals der Tugend untreu zu werden.

Neben ihren übrigen edeln Eigenschaften, zeichnete sie sich durch hohe Tapferkeit aus, aber schon nach wenigen Monaten ward ihr Leben ein Opfer des Krieges.

Den 16. September 1813 wurde unter Wallmodens Anführung das blutige Treffen an der Görde, einem Walde ohnweit Dannenberg im Hanövrischen geliefert. Hier mußte eine Anhöhe erstürmt werden, welche mit französischen Batterien geschützt war. Die deutsche Heldin rückte gleich ihren Waffengenossen muthig gegen den gefährlichen Hügel. Bald wurde sie durch einen Schuß leicht verwundet, aber sie wich nicht zurück. Immer weiter vorwärts dringend wurde ihr in dem Augenblicke, als sie einem schwer verwundeten Jäger zu Hülfe eilen wollte, durch eine zweyte Kugel das Bein zerschmettert, so daß sie neben ihm ohnmächtig niedersank.

Hülflos lag sie eine zeitlang in ihrem eigenen Blute, während der Verwundete neben ihr verschied. Einem Offizier, den sie zuerst erblickte, entdeckte sie das Geheimniß ihres Geschlechts, und wurde hierauf nach Dannenberg zurückgetragen. Noch lebte sie einige Tage, unter den heftigsten Schmerzen, trug aber mit der standhaftesten Geduld ihr Schicksal bis zu dem Augenblicke ihres Todes. Die Verzögerung des Ver-

bandes hatte den Brand verursacht. — Doch wurde ihr noch der Trost gewährt, daß jener blutige Tag, der das Leben so vieler Tapferen kostete, mit der völligen Niederlage des französischen Corps unter Pecheux sich geendigt hatte, und ihr und ihrer Waffengefährten Blut furchtbar gerächt worden war.

Diese Siegesbotschaft war die tröstlichste Nachricht für die sterbende Heldin, welcher das Wohl ihres Vaterlands so sehr am Herzen lag, daß sie noch in der letzten Stunde ihres Lebens ihre Wünsche für Deutschlands Sieg äußerte.

Merkwürdig ist es, daß sie schon am Abend vor dem blutigen Treffen ein gefühlvolles Schreiben aufgesetzt hatte, worinn sie von den Ihrigen aufs rührendste Abschied nahm, und also damals schon von der Ahndung ihres nahen Todes ergriffen war.

3.

Neben diesen beyden erwähnten Heldinnen, zeichnete sich besonders auch durch Muth und Tapferkeit aus, Auguste Friederike Krüger, die Tochter eines Landmanns zu Friedland im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz.

Sobald sie im Jahr 1813 den Aufruf des Königs von Preussen erfuhr, so eilte sie (damals 19 Jahre alt) in männlicher Kleidung, die sie sich selbst ver-

fertigt hatte, unter dem angenommenen Namen: Lübeck, nach dem Amte Jasnitz, um unter die Vertheidiger des Vaterlandes zu treten. Mit einer Abtheilung Rekruten wurde sie hierauf nach Kolberg und von da nach Wollin geschickt. Schon nach einigen Wochen wurde zwar das Geheimniß ihres Geschlechts entdeckt, und der Befehlshaber des Battaillons wollte sie daher des Kriegsdienstes entlassen, allein sie beharrte fest auf dem Entschluße, für das Vaterland zu fechten, und blieb von nun an unter dem Regiment Kolberg.

Nachdem sie zuerst vor der Festung Stettin die damals von den Preussen belagert wurde, einige Zeit gestanden war, so zog sie von da mit der Armee des Kronprinzen von Schweden in das offene Feld, und wohnte den 23. August dem siegreichen Treffen von Großbeeren, und den 6. September der ruhmvollen Schlacht von Dennewitz bey. An diesem Tag zeichnete sie sich besonders durch ihre Tapferkeit aus, und wurde deswegen zum Unteroffizier und zum Ritter des eisernen Kreuzes ernannt.

Eine Wunde, die sie in der Schlacht bey Dennewitz empfangen hatte, hielt sie einige Zeit ab, an den bald darauf folgenden Kriegsthaten Theil zu nehmen. Aber noch nicht völlig genesen, suchte sie nach einigen Wochen ihr Regiment in Holland auf, welches mit Bülows Armeecorps unterdessen dahin

vorgerückt war. Den 30. November 1813, half sie die Wälle von Arnheim erstürmen. Den 9. Merz 1814, stand sie in der Schlacht von Laon. Hier und außerdem noch in mehreren Gefechten gab sie stets Beweise ihrer Tapferkeit.

Noch im Jahr 1815 befand sie sich bey ihrem Regiment, als Napoleon von Elba wieder nach Frankreich zurückkehrte, und zog daher von neuem in das Feld, um gegen den Feind des deutschen Volkes zu kämpfen. Ihr Regiment gehörte zum zweyten preussischen Armeecorps, welches so wohl bey Ligny als auch Belle-Alliance sich auf dem Kampfplatz befand. Nach diesen furchtbaren Schlachten hatte sie noch mit ihrem Regiment, rühmlichen Antheil an den Eroberungen der Festungen Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet, welche unter der Anführung des Prinzen August von Preussen eingenommen wurden.

Nach Beendigung dieses Krieges ward ihr unter dem 23. Oktober 1815 ein ehrenvoller Abschied ertheilt. Der König verwilligte ihr eine Pension, und auf Aufforderung des Generals von Borstell wurden freywillige Beyträge zu einem Brautschatze für sie gesammelt.

4.

Zwar nicht in offener Feldschlacht gleich den vorigen kämpfte Marie Eleonore Schulze (geb.

Haldemann,) die Wittwe eines Schullehrers zu Gerschau in Pommern, aber nichts desto weniger lebte ein gleicher Heldengeist in ihr, würdig hier vor vielen andern Merkwürdigkeiten unseres Zeitalters ausgezeichnet zu werden.

Schon im Jahr 1806 standen ihre beyden Söhne, Christoph und Martin bey der preussischen Armee. Als sie sich nach der Schlacht von Jena wieder aus der Gefangenschaft befreyten, so schickte sie dieselben selbst wieder zu der Armee, und ermunterte sie tapfer gegen die Franzosen zu streiten. Martin fiel in der Schlacht bey Eylau. — Sie hörte seinen Tod, jammerte nicht, und sprach: „Ich werde ihn dort oben wieder sehen!"

Freude und neue Hoffnung beseelte sie, als im Jahr 1813 der preussische Aufruf ergieng. Christoph, ihr einziger und bereits verheiratheter Sohn, wurde wieder von ihr aufgefordert, die Waffen zu ergreifen! Sie gab ihm einen Abschiedskuß, und sprach: „Kehre entweder gar nicht, oder als braver Preusse zurück!" —

Aehnlich jener Spartanerin, welche ihrem Sohn den Schild reichte, und sprach: „Entweder mit oder auf dem Schilde!"

Einige Zeit nachher begab sie sich, ohngeachtet ihres hohen Alters selbst zur Armee, um unentgeld-

lich Lazarethdienste zu übernehmen. Da sie zu schwach war, um selbst das Schwerdt zu führen, was sie so gern gethan hätte, so wollte sie wenigstens nicht unthätig bleiben, und übernahm aus Liebe zur Menschheit und zum Vaterland einen Dienst der nicht minder gefährlich für ihr Leben und in gewisser Hinsicht noch lästiger war. Hier sah sie ihren Sohn noch einmal, wiederholte ihre Ermahnungen muthig zu streiten, und richtete sich, als er bald darauf bey Leipzig fiel, mit dem Troste auf, daß er für das Vaterland gefallen sey. Mit dem höchsten Entzücken vernahm sie die Nachricht, daß Napoleon mit den Trümmern seiner Armee nach dem Rheine fliehe, sank auf ihre Kniee nieder, und rief betend: „Ja Herr du bist noch unser Gott!"

Von jetzt an war sie noch drey Wochen zu Halle mit der Verpflegung der Verwundeten und Kranken beschäftigt. Vielen Menschen rettete sie das Leben durch ihre Sorgfalt und Thätigkeit. Man warnte sie vor allzugroßer Anstrengung, aber sie fuhr fort in ihrem schönen menschenfreundlichen Beruf, bis sie selbst von dem ansteckenden Fieber, welches in dem Lazareth herrschte, befallen wurde. In den letzten Stunden ihres Lebens bestimmte sie noch ihr geringes Vermögen zur Anschaffung von

Bibeln und Gesangbüchern für die armen Schulkinder von Gerschau, und starb dann mit frommer Ergebung in den Willen Gottes.

Ihre Gebeine ruhen auf dem Kirchhofe von Glaucha bey Halle.

X.

XVI.

Heldenmuth

eines fünfzehnjährigen preussischen Trommelschlägers in der Schlacht bey Leipzig, im Oktober 1813. *)

Um den edeln Geist, der in unsern Vorältern so herrliche Thaten erzeugte, bey dem Wieder-Erstehen von unserer schmähligen Unterdrückung einer Nation, der es nur durch eine unselige Entzweyung unserer Fürsten gelang, uns einige Zeit zu unterjochen, um diesen edeln Geist unserer Vorälter wieder bey uns einzuführen, ist es nöthig, alle große Beyspiele der Gegenwart und Vorzeit zur Erhebung eines hohen National-Gemein-Sinnes und zur Erweckung unse-

*) Aus dem „Unterhaltungs-Blatt für alle Stände 1816. N°. 2." aufgenommen, und zu diesem End-zweck von dem verehrungswürdigen Herausgeber dieses so schätzbaren Blattes uns gütigst mitgetheilt.

rer deutschen National-Kraft zu sammeln und uns als mahnende Muster aufzustellen.

An dem ersten Tage der Leipziger Völkerschlacht befand sich ein preussisches Regiment in der vordern Linie; der junge Trommelschläger wurde durch einen vorbeyjagenden oder vielmehr vorbeygejagten Zug feindlicher Reuter von der Kolonne, an deren Spitze er stand, etwas vorwärts getrieben, und war eben im Begriff, sich wieder an das Regiment anzuschließen, als er eine ihm bekannt scheinende Offiziers-Stimme zum Sturmmarsch commandiren hörte. Er glaubt nun, seine Kolonne rücke sogleich nach, schlägt deßwegen auf seiner Trommel mit allen Leibeskräften den preussischen Sturmmarsch, und arbeitet sich unter dem fürchterlichen Getöse der Schlacht und unter dem Angstgeschrey der Verwundeten und Sterbenden durch die Trümmer der herumliegenden Rüstwägen, Pferde und Menschen bis vor eine Kolonne Franzosen hin, die, in der Meinung, es rücke ein neues Heer Deutsche gegen sie an, ein ganzes Peloton-Feuer gegen ihn abfeuern. Eine Kugel durchlöchert ihm seine Trommel, verwundet ihn streifend am Schenkel, zerschmettert sein kleines Seitengewehr. Einige andere Kugeln zerrissen ihm, während er im Kugelregen eine Seitenbewegung macht, seinen Tornister und streifen ihn am Achselbein und Rücken. Er fühlt sich zwar etwas verwundet, schlägt aber seinen Sturmmarsch mit noch größerer Anstrengung fort, ist einige Zeit unschlüßig

ob er rückwärts oder vorwärts gehen solle, bemerkt aber beym höher gehenden Pulverdampf, daß die, dicht vor ihm aufmarschierte feindliche Kolonne linksum marschiere, und entschließt sich nun, ihr auf dem Fuße mit seiner stürmenden Trommel zu folgen. So treibt der junge Trommelschläger diese Kolonne Franzosen, welche bey dem über die ganze Gegend verbreiteten Pulverdampfe nicht beurtheilen konnten, wer dem kleinen Helden folge, unter eine Abtheilung östreichischer Jäger, vor welchen die Franzosen nach einigen vergeblichen Angriffen das Gewehr streckten, oder vielmehr ihre Gewehre zerschlugen. Bey dieser östreichischen Jägerkolonne blieb er bis zum Ende des Schlachttages, kam noch in derselben Nacht in Begleitung einer Ordonnanz bey seinem Regimente an, und bekam dafür das preussische Kreuz und die Medaille.

Wie glücklich ist der Staat, in dessen Kriegern ein so edler Geist herrscht!

Friedrich Müller.

XVII.

Nikolaus Werner von Molsdorf.

Die sächsische Geschichte, die so reich an Beyspielen edler Thaten ist, erzählt uns auch folgende Begebenheit, die unter die schönsten Züge deutschen Hochsinnes gehört.

Friedrich der Sanftmüthige, Kurfürst von Sachsen, der Vater der Prinzen Ernst und Albert, von welchen beyden bekanntlich sämmtliche noch regierende sächsische Häuser abstammen, regirte Anfangs mit seinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich. Im Jahr 1445 aber wurde auf Verlangen des Letzteren, welcher sich von bösen Rathgebern leiten ließ, das Land getheilt. Friedrich trat seinem Bruder einen Theil ab, und es entstand ein wirklicher Krieg zwischen ihnen, welcher erst im Jahr 1450 durch einen Verglich völlig beendigt wurde.

In diesem Krieg hatte sich Friedrich der Stadt Freyberg bemächtigt, und gab den Einwohnern

derselben wiederholt den strengen Befehl ihm sogleich zu huldigen, und eine gewisse Anzahl Leute für ihn in den Krieg zu stellen. Die Stadt gerieth in die größte Bestürzung, und der Rath versammelte sich, um zu überlegen, was unter solchen Umständen zu thun sey, ob sie dem Sieger gehorchen, oder ihrem bisherigen Regenten Wilhelm, da er sie noch nicht ihres Eides entlassen hatte, treu bleiben wollten. Das erste wäre vielleicht sicherer gewesen, aber das zweyte wurde gewissenshalben vorgezogen, und man beschloß das Aeußerste zu wagen.

Schon hatte Friedrich seine Soldaten auf dem Markplatze von Freyberg versammelt, und er selbst befand sich zu Pferd an ihrer Spitze, um sich den Huldigungseid schwören zu lassen. Da traten sämmtliche Mitglieder des Rathes der Stadt Freyberg in feyerlichem Zug vor den Kurfürsten, Paar und Paar mit entblößtem Haupte, und mit dem Sterbekleid an ihrem Arme. Vor ihnen her Nikolaus Werner von Wolfsdorf, Bürgermeister der Stadt, ein Greis mit eißgrauen Haaren. Dieser erklärte freymüthig im Namen aller Anwesenden, sie hätten einmal ihrem bisherigen Regenten den Eid der Treue geschworen, und würden sich nie entschliessen diesen Eid zu brechen, und gegen ihn die Waffen zu tragen. Sie hätten zwar das Vertrauen zu ihm, dem Kurfürsten, daß er von seinen strengen Befehlen abstehen werde, aber wenn er darauf beharre,

so wollten sie lieber sterben, als ihrem Schwur untreu werden. „Und ich,“ — so schloß der ehrwürdige Greis seine Rede, indem er niederkniete, und sein Haupt darbot, — „will der erste seyn, und hier niederknieen, und mir, wenn man es verlangt, meinen alten grauen Kopf abschlagen lassen!“

Welches menschliche Herz hätte diesem rührenden Anblicke wiederstehen können? Dem Kurfürsten rollten die Thränen aus den Augen, und tief bewegt sprach er mit freundlicher Miene zu dem Greisen, indem er ihm auf die Achsel klopfte: „Nicht Kopf ab, nicht Kopf ab! Solcher ehrlicher Leute, wie du, die ihren Eid und Pflicht sowohl verwahren, bedürfen wir noch länger in der Welt!“

So schön diese Begebenheit ist, so schön endigte auch der Krieg zwischen beyden Brüdern. Herzog Wilhelm, welcher stets nur seinen bösen Rathgebern Gehör gab, wollte lange durchaus nichts von einer Versöhnung hören, und fuhr fort, seinen Bruder auf alle Art zu beleidigen, und seinem Lande Schaden zuzufügen. Als nun Wilhelm eines Tages mit etlichen Leuten in einiger Entfernung um das Lager des Kurfürsten ritt, um dasselbe in Augenschein zu nehmen, so trat ein Kanonier zu dem Kurfürsten, und erbot sich, seinen bösen Feind, den Herzog niederzuschießen. Aber in Friedrich regte sich das Bruderherz: „Du magst schießen, antwortete

er: wenn du willst; aber meinen Bruder sollst du mir nicht treffen!" — Als diese Rede zu Wilhelms Ohren kam, so konnte sein Herz, so hart es bisher gewesen war, den Eindrücken der Rührung nicht mehr wiederstehen. Es kam bald darauf unter Vermittlung des Kaisers ein Vergleich zu Stand, und seine bösen Rathgeber wurden aus dem Lande gejagt.

XVIII.

Religiosität teutscher Feldherren.

Hätte ein Held auch die höchste Stufe des Ruhms bestiegen, und wäre er mit den glänzendsten Ehrenkronen geschmückt, was gälte sein Verdienst vor dem Richterstuhl der göttlichen Vernunft, wenn der Beweggrund seiner Thaten nur in der eiteln Belohnung eines Völkerdrängers oder Eroberers und in dem leichtfertigen Beyfall bethörter Schmeichler liegen würde. Nein! für vergängliches Gold und Silber vergießt kein ächter Held sein köstliches Blut, und für verwelkliche Lorbeerkränze führt er sein Schwert nicht; sondern ihn erweckt und stärkt nur die heiße Liebe zum Vaterland, dessen gerechte Sache ihn zum blutigen Kampf ruft, und das ihn am Tage des Sieges mit gerechtem Beyfall belohnt. Aber wenn erst diese Vaterlandsliebe zugleich durch den Aufblick zu dem großen Schöpfer und Regenten aller Völker sich veredelt und stärkt, — wenn der Held auf der glänzendsten Höhe verdienter Ehre sich zugleich stets seiner

Abhängigkeit vom höchsten Wesen bewußt bleibt, ihm sein Leben und Sterben vertraut, und alles, was heilig und göttlich ist, mit frommem Herzen ehrt; dann fühlen wir erst recht innig, welch ein großer Vorzug der menschlichen Tapferkeit vor der wilden Kampflust des vernunftlosen Thieres gebührt; und wer wünschte dann nicht, über des Helden modernden Gebeinen ein ehrendes Denkmal zu bauen?

Zwar haben die Gewaltigen der Erde, und die Großen, die an ihren Thronen stehen, schon oft sich erfrecht, selbst das heiligste Gut, die Religion, durch schändlichen Mißbrauch zu entweihen. Dränger der Menschheit, um die Völker zu bereden, als ob ihr Anliegen Gottes Sache wäre, haben oft ihre Unternehmungen mit heuchlerischem Gebet begonnen. Geschlagene Heerführer um ihre Schmach zu verhüllen, und ihren lügenhaften Siegesberichten stärkeren Glauben zu verschaffen, ließen feyerliche Lobgesänge, von denen ihr Herz nichts fühlte, vor den Ohren ihres Volks erschallen. So aber waren Teutschlands edelste Helden nicht. Tapfere Krieger und fromme Bürger zugleich ehrten sie die Religion als das höchste Bedürfniß ihres Herzens, und hoch beglückt fühlten sie sich, Christen und Verehrer des Erlösers zu seyn.

Wer kennt nicht den berühmten Georg von Frondsberg, der unter Maximilian dem Ersten, und Karl dem Fünften durch seine Thaten

einen unsterblichen Namen errang? Mit der Heldenstärke seines Armes verband er zugleich ein edles Herz; und trug er in der weltberühmten Schlacht von Pavia das Schwerdt des gefangenen Königs von Frankreich als das ehrwürdigste Zeichen seiner Tapferkeit davon, so war das silberne Scepter, das ihm der Freystaat Genua aus Dankbarkeit schenkte, der schönste Beweis seiner Milde und Menschlichkeit. Dieser Frondsberg war einer der gottesfürchtigsten Menschen und wenn er seine Teutschen in eine Schlacht führte, so hatte er die Gewohnheit, mit ihnen vorerst niederzuknieen, Gottes Beystand anzurufen, und sein Schicksal der göttlichen Gnade zu empfehlen. *) Namentlich geschah dieses bey Pavia, wo er durch Beyspiel und Worte die Herzen seiner Krieger hoch begeisterte. „Du bist unser Vater," — riefen sie ihm zu, — „für dich wollen wir gerne jeder Todesgefahr entgegengehen! „Auch war er es, welcher sich auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1521 befand, und dort zu Luther die bekannten Worte sprach, die uns allein schon einen Begriff von seinem hohen gottesfürchtigen Sinn einflößen können." Mönchlein! Mönchlein!" — sprach er, als Luther eben

*) Vgl. Seckendorf, Commentarius histor. et apolog. de Luth. lips. 1694. Lib. 2. sect. 2. P. 27.

unter der Pforte erschien, um vor den Kaiser, und die Fürsten des Reichs zu treten, — „du gehest jetzt „ einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster, „ auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht „ gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung, „ und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Na„ men fort, und sey nur getrost; Gott wird dich nicht „ verlassen!" —

Von gleicher Ehrfurcht gegen die Religion durchdrungen war auch der große Bernhard von Weimar *) und was anders ist von dem Liebling Gustav Adolphs und dem Bruder jenes Ernsts von Gotha, des frömmsten aller Fürsten seines Jahrhunderts, zu erwarten? „ Gott mit uns!" war Bernhards Losungswort, wenn er sein Heer in die Schlacht führte; und „ Christus allein ist mein Ruhm und meine Hoffnung!" war sein Wahlspruch, dem er bis zu dem ernsten Augenblick, wo er in der Blüthe seiner Jahre verwelkte, getreu blieb. Auch er, so oft er eine wichtige Unternehmung ausführen wollte, pflegte vorerst mit seinen Kriegern, Gottes Beystand anzurufen, und wenn sie ausgeführt war, seinen feyerlichen Dank ihm darzubringen. So geschah es den 23. Februar 1638 nach dem glücklichen Treffen

*) Vgl. Theatrum Europaeum, Bd. 3. Seite 132. 837—838. 884. 886. 931. Bd. 4. S. 14.

bey Rheinfelden, wo er alle Reuter von den Pferden steigen ließ, und in der Mitte seiner Soldaten mit dem ganzen Heer das erhabene Lied anstimmte: „Eine feste Burg ist unser Gott!" Ebenso den 1. August desselben Jahrs nach der ruhmvollen Schlacht von Wittenweiher, als er im Anblick von 80 eroberten Fahnen, welche zur Verherrlichung des Festes aufgestellt waren, von dem ganzen Heer unter freyem Himmel das Lied singen ließ: „War Gott nicht mit uns allezeit?" auch während des Gebets mit allen Soldaten auf die Kniee sich niederwarf. Dabey war er ein so gewissenhafter Verehrer des öffentlichen Gottesdienstes, daß er oft, wenn er durch den Drang der Umstände abgehalten wurde, einen der Verehrung des Höchsten geweihten Tag zu feiern, den Gottesdienst an einem der folgenden Tage nachholen ließ.

Ihm an die Seite würde ich hier den preiswürdigen Eugen von Savoyen stellen, der auch so manchen schönen Zug der Religiosität hinterließ; wenn nicht Italien mehr Anspruch hätte als Teutschland, ihn den Seinigen zu nennen. Auch seine Zeitgenoßen, Ludwig von Baden, und Leopold von Dessau waren, vom Geiste heiliger Gottesfurcht beseelt. Aber vor allen verdient hier aus Eugens Zeitalter wegen frommer Gesinnung

Gottfried Ernst von Wutgenau, *) ein Schlesier von Geburt, ausgezeichnet zu werden. Er starb im Jahr 1737 als östreichischer General-Feldzeugmeister und Aufseher aller Festungen in den kaiserlichen Ländern. Keiner der teutschen Helden seiner Zeit übertraf ihn an Kühnheit, Tapferkeit und Kenntniß der Kriegswissenschaften; und als Vertheidiger von Philippsburg und Mantua hat er sich einen unsterblichen Namen in der Geschichte erworben. Aber auch in Wutgenaus heldenmüthigem Herzen lebte der wärmste Sinn für Religion. Selbst während der ehrenvollen Vertheidigung von Philippsburg im Jahr 1734, wich er nie von seiner Gewohnheit ab, einige Zeit des Tags dem Gebet und himmlischen Betrachtungen zu weihen. Damals schon ein Mann von 61 Jahren, wenn er oft unter freyem Himmel Gottesdienst halten ließ, gerieth er während desselben zuweilen in solche Begeisterung, daß er, unvermögend seinem innern Drang zu widerstehen, selbst das Wort nahm, und in den rührendsten Ausdrücken seine Soldaten zur Gottesfurcht und zum festen Vertrauen unter allen Schicksalen ermahnte. Dieses Vertrauen belebte ihn selbst, und ließ keine Todesfurcht in ihm aufkommen. Flogen manchmal, wenn er auf dem Walle mit dem Fernglas umhergieng,

*) Vgl. Mosers patr. Archiv Bd. 9. Seite 508—516.

um die feindlichen Werke zu besichtigen, Bomben und Kanonenkugeln um ihn her, so pflegte er mit lauter Stimme Gott für die Abwendung der Gefahr zu preisen, blieb aber ruhig stehen, und rief den Umstehenden, die sich niederbückten, freundlich zu: „Bleibt aufrecht stehen, meine Kinder! es thut nichts! Gott ist unser Retter."

So war auch gleich den erwähnten Feldherren der große preussische Held, der bey Mollwitz seinem König den Sieg errang, und bey Prag den Heldentod für ihn starb, der Feldmarschall Graf von Schwerin *) von einem wahrhaft christlichen Gemüthe durchdrungen. Viele edle Eigenschaften zierten das Bild dieses Kriegers, der einer der menschenfreundlichsten und gewissenhaftesten Feldherren war, aber am liebenswürdigsten erscheint er, wenn wir ihn in dem hohen Glanze betrachten, den die Religion auf seine Reden und Thaten warf. Ein Christ, im höchsten Sinne des Worts, verehrte er den göttlichen Stifter des Christenthums über alles, hielt das Evangelium für den festesten Grund der Beruhigung, und fand sein edelstes Vergnügen im

---

*) Vgl. Töllner: Ein Christ und ein Held, oder einige besondere Nachrichten von dem Grafen von Schwerin. Frankf. a/O. 1758.

Gebet und frommen Betrachtungen über Gegenstände der Religion. Nie sah man ihn in größerer Andacht, als wenn er an der Spitze seines Regiments, das er so oft zum Sieg führte, zum heiligen Abendmahl trat, und nie in stärkerer Bewegung, als wenn von dem überhandnehmenden Unglauben die Rede war. Als man ihm einmal ein Gedicht vorlas, worinn der jüngere Racine das Christenthum gegen Voltaire's Angriffe vertheidigte, gerieth er in die sichtbarste Rührung, und Freudenthränen floßen über seine Wangen. Bekanntlich fiel er den 6. May 1757 in der blutigen Schlacht bey Prag, wo er im gefährlichsten Augenblick vom Pferde stieg, die Fahne ergriff, und mit den Worten; „Mir nach, wer kein Feiger ist!" sein Regiment gegen die feindlichen Batterien führte; aber diesen Heldentod zu sterben, stärkte ihn, wie seine eigenen Worte bezeugen, sein fester Glaube an Gott und die Zuversicht auf ein besseres Leben. Kurz vor seinem Tode schrieb er noch an seine Gemahlin, er habe sich ganz in den Willen Gottes ergeben, und erwarte getrost jedes Schicksal, das er über ihn verhängen werde, denn diejenigen seyen die glücklichsten, welche vollendet hätten. Und in einem andern Briefe vom 27. April 1757 heißt es: „Gott, der uns bis hieher „augenscheinlich geführt, wird uns ferner zur Seite „stehen. Wofern der Feind nicht weicht, werde ich „mich ihm mit herzhaftem Muthe entgegensetzen, „um mein Ziel selig zu beschließen und mit Ehren

„zu enden, warum ich Gott mit Inbrunst täglich „anrufe.“

Ehrenvoll fand er sein Ziel, und selig, wie er es gewünscht. Nach seinem Tode aber kam die Zeit, wo der fromme Sinn, den wir Religiosität nennen, in so manchen teutschen Herzen zu ersterben schien. Der sonst große König, unter dem Schwerin diente, war selbst bekanntlich in dieser Hinsicht klein. Doch aufgeregt von des Schicksals schwerer Last erwachte wieder vor allen in dem Volke der Preussen zu unserer Zeit die heilige Begeisterung, die im Glauben an Gott Thaten vollbrachte, wie wir sie nur selten im Laufe der Geschichte bemerken. Und wie ehrwürdig und groß muß uns erst der Name Blücher erscheinen, wenn wir neben seiner heldenkühnen Tapferkeit zugleich ein frommes Gott vertrauendes Gemüth in ihm erblicken; — wenn wir ihn hören, wie er nach dem siegreichen Tage von Jauer seine Schaaren zum Dank gegen Gott aufforderte, und ihnen voll Begeisterung zurief: *) „Laßt uns dem Herrn „der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind „niederwarfet, einen Lobgesang singen, und im öf„fentlichen Gottesdienst ihm für den uns gegebenen „herrlichen Sieg danken! Ein dreymaliges Freu„denfeuer beschließe die Stunde die ihr der Andacht

*) Vgl. Venturini's Befreyungskrieg. Bd. 2. S. 299.

„weihet! Dann suchet euren Feind aufs neue!" Nach dem Beyspiel eines Bernhards von Weimar hielt er damals unter freyem Himmel auf dem Felde von Löwenberg in der Mitte seiner Krieger den Gottesdienst in feyerlichster Andacht. So stand auch der ehrwürdige Held bey Belle-Alliance in seiner heiligen Rührung, als er die Menge der eroberten Trophäen sah, deren Zug kein Ende zu nehmen schien. Sein tapferes Heer jubelte laut, aber der fromme Feldherr rief ihm zu: „Nicht wir, nein! unser Herr Gott hat das gethan!" *) Und, daß wir noch einen Zug von Blüchers hohem Sinn für Religion anführen, was können wir Schöneres finden als seine fromme Andacht an Klopstocks Grab, und wo einen stärkeren Beweis, wie sehr ihn die höchste Ehrfurcht gegen den Erlöser durchdrang, da er den heiligen Sänger desselben so hoch hielt? Als der Held im Jahr 1816 während seines Aufenthalts zu Hamburg in Begleitung einiger Freunde am Kirchhofe von Ottensee vorbeyfuhr, und dort die Linde erblickte, die des Sängers Grab beschattet, nahm er voll Ehrfurcht den Hut ab, und sprach: „Entblößen wir das Haupt! hier ist Klopstocks Grab!" **)

---

*) Vgl. Niemeyers Heldenbuch 3te Auflage. Seite 480.

**) Vgl. Morgenblatt 1816. N°. 239.

So haben Teutschlands größte Helden den Geist der Religion im Herzen getragen. Ein Beweis, wie ungerecht einst niedrige Spötter dem Christenthum den Vorwurf machten, als ob es den Geist des Heldenmuthes in dem Menschen vernichte. Nein! athmet in einer Religion der Hauch der Freyheit, so ist es das Evangelium, das uns mit den Worten begrüßt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten!" Und hat es je heldenmüthige Herzen gegeben, (ich will nicht reden von den Märtyrern der Vorzeit,) so ist es das christliche Herz eines Frondsberg's, eines Bernhards von Weimar, eines Wutgenau's, eines Schwerin's und eines Blücher's gewesen.

Fr. Sonntag.

XIX.

Hohes Beyspiel kindlicher Liebe. *)

Griechenlands Geschichte hat uns die Namen der frommen Jünglinge Kleobis und Biton überliefert, die sich durch das hohe Beyspiel ihrer kindlichen Liebe ein bleibendes Andenken erwarben. Ein ähnliches Beyspiel, aber noch rührender und schöner als jenes, enthält die teutsche Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Nach der Nördlinger Schlacht, als die Schweden völlig geschlagen waren, rückte die feindliche Armee, stolz auf ihren Sieg und übermüthig im Taumel des Glücks, durch Franken und Schwaben gegen den Rhein. Ohnedies zu jener Zeit nicht gewohnt, die Kriege menschlich zu führen, und jetzt durch

*) Mit Benutzung alter geschriebener Urkunden entworfen.

Religionshaß noch heftiger erbittert, kannte der rohe Soldat des siegenden Heeres keine Grenzen der Rachsucht. Arme und unglückliche Bürger, die schon so viel Uebles im Laufe der Kriegsjahre erduldet hatten, wurden beraubt, und aufs grausamste mißhandelt, auch viele unbarmherzig ermordet. Weder Alter noch Geschlecht wurde verschont; weder Unschuld noch Tugend fand Erbarmen. Wohin nur das feindliche Heer sich wandte, gieng ihm der Ruf des Schreckens und der Verzweiflung voraus; und wer noch Kraft und Mittel hatte zu fliehen, suchte einen Zufluchtsort.

In diesen Tagen der Noth lebte zu Pforzheim im Badischen der Amtskeller Kaspar Maler, damals ein Mann von 54 Jahren, und Vater mehrerer Kinder, deren jüngstes das dreyzehnte Jahr erreicht hatte. Schon wütheten die Feinde mit Feuer und Schwerdt im benachbarten Wirtemberg, und ihre drohende Nähe mahnte zur Flucht. Da entschloß auch er sich, seine Heimath zu verlassen, und jenseits des Rheins eine sichere Stätte zu suchen. Aber wie könnte der Edle fliehen, ohne seine geliebte bald achtzigjährige Mutter, der ohnedies vor dem nahen Feinde so bange war, mit sich zu nehmen? Und wie mit sich nehmen, da es an Zugthieren fehlte, um sie an eine Zufluchtsstätte zu bringen?

Aber die Liebe, heißt es, trägt und duldet alles; und dieser göttliche Ausspruch fand seine Bestätigung.

Die beängstigte Mutter wird auf ein Fuhrwerk gesetzt. Statt der Pferde treten der Sohn und seine Kinder an die Deichsel; und wer vorn an der Deichsel nicht Platz findet, stemmt sich hinten an den Wagen, um das Fuhrwerk vorwärts zu treiben. So fährt die fliehende Mutter, von Sohn und Enkeln gezogen, glücklich einen Weg von zehn Stunden bis in die Gegend von Philippsburg.

Hier am Ufer des gewaltigen Rheins, wer durfte wagen, ohne Fährmann den Fluthen des Strohms sich und sein Leben zu vertrauen? Aber wer auch, vorwärts so nahe der ersehnten Ruhestätte, und rückwärts dem drängenden Feinde, mochte hier zaudern? Doch die Liebe trägt und duldet nicht bloß, — nein! sie hofft und vertraut auch alles. Kaspar Maler ergreift das Steuerruder, Mutter und Kinder betreten mit ihm den Kahn, und die lieben Seelen, mit einander zu leben bereit oder mit einander zu sterben, fahren in Gottes Namen dahin. Schwankt gleich das Schifflein links und rechts, und schweben die treuen Herzen zwischen Hoffnung und Furcht, ihr frommes Gebet wird gehört, und Gottes Hand leitet sie glücklich an das jenseitige Ufer.

Wer vermag ohne Rührung zu denken an das hohe Entzücken, mit dem sich Mutter und Sohn und Enkel umarmten, als sie, drüben angelangt, das Ziel ihrer Reise, die Wohnungen von Landau, in der Nähe sahen? wer an die Freudenthränen, die stummen

Zeugen ihres Entzückens, und die köstlichsten Opfer, die sie dem Ewigen darbringen konnten?

Kaspar Maler entschlummerte den 13. Jenner 1648, und den Freudentag, an dem Teutschland der Friede verkündet ward, erlebte er also nicht. Dagegen zum bessern Frieden gieng er ein, zum Lande, wohin keines Eroberers Wuth und keines Drängers Stimme dringt, und wo kein Tod mehr liebende Seelen trennt. Seiner Kinder eines war Heinrich Wilhelm, damals sechszehn Jahre alt, als die herrliche That der kindlichen Liebe vollbracht wurde. Dieser pflanzte den Stamm seines ehrwürdigen Vaters fort, und noch blüht mancher Sprößling in unserm Vaterlande. Manche verdiente Männer sind aus diesem Geschlechte hervorgegangen, haben Gutes gewirkt, und zuletzt die Thränen des Dankes mit sich ins Grab genommen.

Fr. Sonntag.

XX.

Lieutenant von Katt.

Bald sind es hundert Jahre, daß der unglückliche Jüngling, dessen Andenken wir hier zu erneuern wünschen, unter dem Schwerdte des Henkers sein Leben endigte. Erweckt schon die Härte seines grausamen Schicksals eine gerechte Theilnahme, welch eine Rührung muß unser Herz erst ergreifen, wenn wir den frommen Geist und den wahrhaft christlichen Muth erblicken, mit dem er sein schweres Schicksal ertrug?

Bekannt ist es aus der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, wie sehr dieser weltberühmte König in seiner Jugend, als er noch Kronprinz war, das Unglück hatte, seinem strengen, zornmüthigen und oft bis zur Gefühllosigkeit harten Vater zu mißfallen, und wie der drückendste Haß auf dem königlichen Sohne lag. Müde endlich der harten Behandlung, die er erfuhr, faßte Friedrich im Jahre 1730 den Entschluß ohne Vorwissen seines Vaters nach England zu seinem mütterlichem Oheime Georg II zu reisen, um dort

wie

wie es hieß, mit einer englischen Prinzessin sich zu vermählen. Auf dieser Reise begleiteten ihn zwey seiner Jugendfreunde, Katt Lieutenant von der Garde, und Keith Page am königlichen Hofe. Glücklich kamen sie bis an die holländische Grenze. Hier aber wurden Friedrich und Katt eingeholt, und nach Berlin zurückgeführt, während Keith den Händen seiner Verfolger entfliehen konnte.

Man weiß auch, daß König Friedrich Wilhelm I Anfangs sogar Willens war, das Beyspiel, das einst Philipp II von Spanien an Don Karlos gab, an seinem Sohne zu wiederholen, und ihn hinrichten zu lassen. Nur die im Namen des Kaisers vom östreichischen Gesandten eingegebene nachdrückliche Vorstellung, und das Ansehen des ehrwürdigen Probsts Reinbeck, hielt ihn von diesem Entschluß zurück, da derselbe dem König auf seine Bemerkung, daß er seinen Sohn in Königsberg richten lassen könne, wo er nach Kaiser und Reich nichts mehr zu fragen hätte, die freymüthige Antwort gab, daß auch in Königsberg ein Gott lebe, dem der König Rechenschaft für seine Handlungen geben müsse. Um so härter aber und trauriger war das Schicksal des unglücklichen Katt, obgleich dieser im Grunde bloß der Verführte, und nicht der Verführer war.

Kaum war Katt, damals ein Jüngling von 22 Jahren, zurückgekommen, so erfuhr er von dem er-

grimmten Könige die gröbsten Mißhandlungen. Er riß ihm sein Ordenszeichen von der Brust, schlug ihn mit eigener Hand ins Gesicht, und ließ ihn hierauf nach Küstrin in harte Gefangenschaft setzen, um dort sein weiteres Urtheil zu erwarten.

Ein Kriegsgericht, welches von dem Könige niedergesetzt war, erkannte, um den Zorn des Königs zu besänftigen, auf lebenslängliche Festungsstrafe; aber nicht zufrieden mit diesem Urtheil änderte der Monarch den 2. November 1730 das Urtheil dahin, daß er mit dem Tode bestraft werden solle. Katt habe verdient mit glühenden Zangen zerrissen und aufgehangen zu werden, indem er als ein Offizier der königlichen Armee, zumal von der Garde ein Majestätsverbrechen begangen habe, aber aus Rücksicht für seine Familie solle er mit dem Schwerdte zum Tode gebracht werden.

Dieser harte Urtheilsspruch bewegte alle gefühlvollen Herzen zur Theilnahme. Der Vater des verurtheilten Jünglings, ein durch Tapferkeit und Treue gegen den König ausgezeichneter General, deßgleichen sein Großvater, damals wirklicher preussischer Feldmarschall, und ebenfalls ein um den Staat sehr verdienter Mann, ja! selbst die Königin that die rührendsten Bitten an den König; aber das Herz des harten Richters, der den andern Offizieren dadurch

ein abschreckendes Beyspiel geben wollte, blieb unerbittlich.

Unter diesen Umständen bewies der Verurtheilte eine Seelenruhe und Standhaftigkeit, die ihm des immerwährenden Andenkens der Nachwelt werth macht. Zwar machte er zuerst, was er sich selbst schuldig war, den Versuch, durch ein rührendes Schreiben, das Herz des Königs zu erweichen. Sein Vergehen sey eine Folge mehr der jugendlichen Unbedachtsamkeit als Bosheit. Auch Gott lasse so oft Gnade für Strafe ergehen, so möge auch der König einen Baum schonen, auf daß er nicht in seiner Blüthe falle. So viele Tropfen Blut in seinen Adern flössen, sollen künftig Zeugen seines Gehorsams und seiner Treue seyn. Aber dennoch verzagte er nicht einen Augenblick, und selbst als auch die letzte Hoffnung auf Begnadigung verschwunden war, wußte er durch die Kraft der Religion sein Herz aufzurichten.

Schon in einem Schreiben an seinen Großvater, als er noch gehofft hatte, Gott werde, wie er sich ausdrückte, vielleicht das Herz des Königs lenken, hatte er sich und ihn mit dem Glauben an Gott zu trösten gesucht: „Ist es Gottes Wille nicht," schrieb er; „so sey er auch um deswillen gelobt, denn er kann es nicht anders als gut mit uns meinen." Nichts aber ist rührender, und zeugt von frömmeren Gesinnungen als sein Abschiedsbrief an seine Aeltern

und Geschwister. *) In Thränen möchte er zerfliessen, wenn er an die Betrübniß denke, die er den Seinigen verursache, da jede auf ihn gesetzte Hoffnung jetzt so traurig und schmählich mit seinem Leben ende. Aber Gottes Wege seyen doch stets die besten. Vielleicht würde ein längeres Leben ihm nur zum Unglück gereicht, sein Herz der Welt zugeführt und von Gott abgewendet haben. Darum müße man Gott vertrauen, ohne dessen Willen nicht ein Sperling auf die Erde falle." Ist gleich „setzte er hinzu, „die Art meines Todes, bitter und herbe, so ist „doch die Hoffnung und die Gewißheit der ewigen „Seligkeit desto gewisser und angenehmer. Ist sie „gleich mit Schimpf und Schmach verknüpft, ist es „doch nichts in Vergleich der künftigen Herrlichkeit." Zugleich empfahl er seine Aeltern Gottes Schutz und Gnade, dankte ihnen für alle erwiesene Treue, und bat um Verzeihung für jede Beleidigung. Es sey dies die letzte Bitte in diesem Leben, und darum hoffe er, daß sie ihm nicht versagt würde. Eben so schrieb er die rührendsten Worte an seine Geschwister. „Liebste „Geschwister! wie soll ich mein Andenken bey euch „stiften? Mein Zustand läßt nicht zu, alles, was „ich auf dem Herzen habe, euch vorzustellen. Ich

*) Diese Briefe findet man wörtlich und vollständig in Mosers patriot. Archiv, Bd. 3. Seite 165—175.

„ stehe vor der Pforte des Todes, und muß also be„dacht seyn, mit einer geheiligten und gereinigten „Seele einzugehen; kann also keine Zeit versäumen, „lasse euch demnach nur den Spruch zum Andenken, „da Gott zu Abraham sagte: Ich bin der allmäch„tige Gott, wandle vor mir, und sey fromm!"

Solche schöne Gesinnungen äußerte er bis an das Ende seines Lebens. Alle, die ihn in seinem Kerker hörten, wurden von der höchsten Rührung ergriffen als sie in ihm die göttliche Kraft der Religion so deutlich bemerkten. Selbst als der blutige Todestag gekommen war, (es war der 7. November 1730) gieng er voll Muth dem Blutgerüste zu, welches unter den Zimmern, die der gefangene Kronprinz bewohnte, auf Befehl des Königs errichtet war. Schon kniete er mit gefalteten Händen und erwartete den Todesstreich, als der Kronprinz dem erhaltenen Befehle gemäß, an dem Fenster erschien. Jetzt ergriff Friedrichs Herz das tiefste Schmerzgefühl, als er hier seinen unglücklichen Freund sah! „Katt, Katt, verzeihen Sie mir!" rief er ihm zu. „Leben sie wohl mein Prinz, antwortete er," ich sterbe ruhig, da ich nur Sie noch gesehen habe! „Mit diesen Worten fiel der Kopf des Verurtheilten zur Erde, während Friedrich am Fenster in eine Ohnmacht sank.

Zehn Jahre nach diesem traurigen Vorfalle, bestieg Friedrich den Thron. Schon war Katt's Großvater und Mutter gestorben; aber der Vater

des Verurtheilten lebte noch. Eine der ersten Handlungen des neuen Königs war, daß er ihn zum Generalfeldmarschall ernannte, ihm den schwarzen Adlerorden ertheilte, und bald darauf nebst seiner Familie in den Grafenstand erhob. So sehr fühlte der König zu jeder Zeit, welch eine grausame That die Hinrichtung seines Freundes war, und gestand es öffentlich durch die Gnadenbezeugungen, die er dessen Vater erwies.

XXI.

Letzte Stunden

Joh. Philipp Palm's und Andreas Hofer's.

1.

So streng auch die Gefangenschaft war, in welcher der unglückliche Palm vier Tage zu Braunau gehalten wurde, und obgleich er wissen konnte, wie gefährlich es sey, vor einem Kriegsgerichte Napoleons zu stehen, so erwartete er doch mit völliger Ruhe sein Urtheil, ohne an die Todesstrafe zu denken. Er hatte als Buchhändler zu Nürnberg die Schrift: „Teutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," worinn über den damaligen tief gesunkenen Zustand des teutschen Reichs mitunter einige freye Wahrheiten geäußert waren, an eine andere Buchhandlung nach Augsburg gesandt. Aber diese Schrift, wie er nicht nur in seinen beyden Verhören sondern

auch standhaft noch in den letzten Augenblicken seines Lebens behauptete, war ihm als ein bloßer Speditionsartikel von unbekannter Hand, zugeschickt worden, und er glaubte daher, sich hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Allein alle seine Vorstellungen blieben fruchtlos. Sein Tod war von Paris aus unwiderruflich beschlossen, um dadurch in Teutschland einen allgemeinen Schrecken zu verbreiten, und durch die Todesangst alle Preßfreyheit zu unterdrücken. Er, ein teutscher Bürger, der von seiner eigenen Obrigkeit nach den Gesetzen seiner Stadt hätte gerichtet werden sollen, wurde mitten im Frieden von einer fremden Gewalt ergriffen, und unter dem Namen eines Aufrührers zum Tode verurtheilt.

Welch ein harter Schlag muß es daher für Palm gewesen seyn, als ihm den 26. August 1806 Mittags um 11 Uhr, im Hofe seines Gefängnisses, aus dem er herausgeführt worden war, sein Urtheil in 3 Stunden erschossen zu werden, vorgelesen wurde! Er war mit heiterer Seele am Morgen aufgestanden, hatte noch in der Frühe andächtig ein Morgenlied gesungen, und war in der Hoffnung, die freudige Botschaft seiner Freyheit und der Erlaubniß zu Frau und Kindern wieder heimzukehren, in den Hof getreten. Jetzt aber, als auf einmal seine süßesten Hoffnungen sich in die schrecklichste Gewißheit des nahen Todes verwandelten, verließ ihn im ersten Augenblick seine männliche Fassung. Die Erinnerung, daß er Gatte

und Vater von sechs hülflosen Kindern ohne großes Vermögen sey, erschütterte sein Innerstes, und er rief laut auf zu Gott, und weinte bitterlich. Alles, was er in seiner Herzensangst hervorbringen konnte, war die Bitte, ihm einen oder den andern Geistlichen zu schicken, um durch Trost und Zuspruch sich sein schweres Schicksal zu erleichtern.

Zwey fromme Geistliche von Braunau Johann Michael Gropp und Thomas Pöschl übernahmen die Erfüllung der menschenfreundlichen Pflicht. Sie fanden ihn beim Eintritt in das Gefängniß sehr niedergeschlagen, und in tiefem Nachdenken begriffen. Bald aber stand er auf, umarmte sie mit beklemmtem Herzen und mit vielen Thränen, und erzählte ihnen jammernd sein hartes und unverschuldetes Schicksal. Am meisten weinte er, daß er so bald von seiner lieben Frau und Kindern, die seiner Hülfe noch sehr bedürften, auf eine so traurige Art getrennt würde. Sie sprachen ihm Trost zu durch Gründe der Religion, ermahnten ihn zur christlichen Ergebenheit in den göttlichen Willen und zum festen Vertrauen auf Gott, für sich und die Seinigen. Nach und nach beruhigte er sich, und eine christliche Gelassenheit trat an die Stelle der verzweiflungsvollen Herzensangst, obgleich er hörte, daß für ihn kein Weg zur Rettung seines Lebens mehr übrig sey. Er wünschte das heilige Abendmahl zu genießen.

Da er aber ein Protestant war, und kein Geistlicher seiner Kirche in jener Gegend sich befand, so konnte man ihm diesen Wunsch nicht gewähren, und beruhigte ihn mit dem Troste, daß vor Gott der gute Wille für das Werk gelte. Er betete hierauf noch mit hoher Andacht, und sang herzlich und feyerlich seine beiden Lieblingslieder: „Alles ist an Gottessegen; „Gottlob, nun ist es wieder Morgen." Auch bat er noch die beiden Geistlichen, sie möchten seiner Gattin noch diesen letzten Wunsch melden, daß sie jene beide Lieder ihre Kinder lehren und sie ihnen für ihr ganzes Leben empfehlen solle. Alsdann schrieb er knieend noch selbst einen kurzen rührenden Abschiedsbrief an die Seinigen. Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen habe man ihn unschuldig zum Tode verurtheilt. Er habe keinen Vertheidiger gehabt, aber vor Gott werde er ihm erscheinen. Er sage ihr — seiner lieben Frau, — tausend Dank für ihre Liebe; sie solle sich mit Gott trösten, und ihn nicht vergessen. Gott möge sie und ihre Kinder segnen, und im Himmel würden sie einander wieder finden. Diese letzten Zeilen übergab er den Geistlichen, zog dann seinen Vermählungsring vom Finger, küßte ihn mit heißen Thränen, und überreichte auch diesen nebst einigen andern geringen Kostbarkeiten, die er bey sich trug, mit der Bitte, alles dieses den Seinigen zum Andenken an ihren unglücklichen Vater zu senden.

Ohngefähr um 2 Uhr wurde die Thüre geöffnet, und der Unglückliche aufgefordert, sich zu seinem Todesgang bereit zu machen. Kurz vorher hatte er noch mit Hand und Mund versprochen, seinen Feinden und Mördern und allen, die an seinem Tode schuldig wären zu verzeihen. Desgleichen hatte er noch einmal für seine Kinder gebetet, daß Gott ihr Vater seyn möchte, wenn er nicht mehr lebe. Man wünschte, daß er sich noch durch einen Labetrank zu seinem schweren Gang stärken möchte, aber er erklärte, er habe für den Rest seines Lebens noch Kräfte genug, und wolle den Tod als sein Abendmal empfangen.

Palm trat nun in Begleitung seiner beiden Freunde, auf die Gasse, wo ein Leiterwagen mit zwei Ochsen bespannt seiner wartete. Als der Befehl kam, ihn zu binden, sah er gen Himmel, seufzte, und sprach: „Bin ich denn ein so großer Uebelthäter, daß man mich gleich dem allergrößten Verbrecher behandelt?" Gropp legte Fürbitte für ihn ein, aber fruchtlos, und ein französischer Soldat band ihn mit gefühlloser Härte. Der Unglückliche wünschte wenigstens nur zu Fuß seinen Gang auf den Richtplatz thun zu dürfen. Aber auch diese Bitte wurde ihm abgeschlagen, indem der französische Commandant erklärte, daß ihm durchaus in keinem Punkt von der erhaltenen Vorschrift abzuweichen erlaubt sey. „Freund! hier ist alles verloren," rief Gropp, „für Sie ist „auf dieser Welt keine Gnade mehr; wir wollen jen-

„seits ein besseres hoffen; der Herr wird ihre Hoff-
„nung stärken und krönen.“ Dann nahm er ihn an der Hand und führte ihn zu dem Wagen. Pöschl um ihm Muth zu machen, setzte sich zuerst auf das an den Wagen befestigte Brett, und nahm den Unglücklichen zu sich. Auf die andere Seite setzte sich Gropp, so daß das Schlachtopfer in der Mitte sich befand.

Nun gieng der schauerliche Zug vorwärts. Links und rechts am Wagen, ein französischer Grenadier der den Gebundenen noch an einem besondern Stricke fest hielt, außerdem noch sechs Grenadiere mit aufgepflanzten Bajonuetten. Vor und hinter dem Wagen eine Eskadron mit blanken Säbeln. An der Spitze des Zuges die ganze militärische Musik. Auf beiden Seiten der Straße eine unzählbare Menge Menschen, deren Gesichter die deutlichste Theilnahme verriethen, und deren Augen in Thränen schwammen. „Was werden doch alle diese Leute von mir denken?“ sagte Palm wehmüthig als er die Menge erblickte, „sie werden mich für einen großen Bösewicht halten.“ Die Geistlichen erwiederten, die Leute hätten sich nur versammelt, um auch die Person des Unschuldigen kennen zu lernen, und ihm ihre Theilnahme zu bezeugen, wie er an ihren Thränen bemerken könne.

Unter frommen Gesprächen und rührenden Gebeten kamen sie endlich auf dem Richtplatze an, der vor dem Salzburger Thor lag, wo ihn die französische Be-

satzung von Braunau in einem Vierecke erwartete. Alle Zugänge der Festung hatte man zugleich besetzt, und auf den Wällen der Festung die Kanonen zum Abfeuren gerüstet, im Fall unter dem Volk Unruhe entstehen würde. Palm äußerte anfänglich den Wunsch noch eine Rede über seine Unschuld halten zu dürfen, aber er beruhigte sich bald mit der Vorstellung, wie wenig ihm dieses nützen, und daß man es ohnedies ihm schwerlich gestatten würde. Auch begehrte er als er in das Viereck getreten war, mit offenen Augen zu sterben; allein auch dieses mißriethen ihm seine Seelsorger um aller Geisteszerstreuung vorzubeugen. Hierauf nahm er von den beiden Geistlichen Abschied, umarmte und küßte sie, wischte mit seinem Schnupftuch, das ohnedies schon von Thränen ganz feucht war, seine Thränen noch einmal ab, und gab es seinem Freunde Pöschl, mit der Bitte, es seiner Gattin zu übersenden, als ein Andenken seiner bis in den Tod getreuen Liebe; es werde ihr das letzte und größte Kleinod in ihrem Leben seyn, denn es enthalte die Thränen, die er um ihret- und seinetwillen geweint habe. Pöschl verband ihm hierauf mit einem andern Tuche die Augen; konnte aber als er ihn niederknieen sah, nicht mehr reden, sondern küßte ihn noch einmal mit Thränen, und trat zurück. Gropp dagegen verweilte noch einige Augenblicke bey ihm, umarmte ihn, als er schon auf der Erde kniete, vermengte seine Thränen mit Palms Thränen, und rief ihm den letzten Trost und das letzte Lebe-

wohl zu. Der Unglückliche erwiederte es noch mit Dank, und nun trat auch dieser Freund zurück.

Kaum hatte er sich drey Schritte von ihm entfernt, so hörte man schon den furchtbaren Knall. Sechs Soldaten mit zitternden Händen hatten in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten gefeuert, aber der Unglückliche sank auf das Angesicht und ächzte noch laut. Sechs andere traten hervor, und schoßen; da wurde es still, aber er athmete noch, während die Umstehenden schrieen und weinten. Gropp rief mit lauter Stimme, seinen Leiden ein Ende zu machen, worauf zwey andere herbeyeilten, und ihm das Gewehr auf den Kopf setzten, so daß die Hirnschale zerschmettert wurde.

Dies ist der Tod des unglücklichen Palms, wie ihn seine beiden würdigen Freunde und Seelsorger in ihren öffentlich erschienenen Briefen an seine hinterlassene Gattin erzählen. Sein Leichnam ruht auf dem Kirchhofe zu Braunau, wohin ihn die Bürger gegen den Willen der französischen Behörde begruben. Liebe und Menschlichkeit dieser Bürger wollten ihm ein Denkmal setzen, aber, ehe es noch zu Stande kam, waren die Franzosen schon wieder als Feinde da, und es unterblieb daher bis auf den heutigen Tag. Folgende Inschrift aber war diesem Denkmal bestimmt:

„Heilige Urne!
„Möchte doch an dir der Zahn der Zeit nicht nagen!
„Möchtest du noch viele tausend Jahre steh'n!
„Um Jahrtausenden täglich tausendmal zu sagen:
„Barbar! so großes Unrecht ist noch nie gescheh'n!"

2.

Auch Andreas Hofer, der berühmte Anführer der Tiroler, starb einige Jahre, später als Palm, mit christlicher Gelassenheit und mit rührender Seelengröße. Ueber seinen Tod ist bey Niemeyer im Heldenbuch, das Merkwürdigste zu lesen.

Verrathen durch die Bosheit eines schändlichen Menschen, den er vorher für seinen Freund gehalten hatte, wurde er im Jenner 1810 an dem Orte, wohin er sich geflüchtet hatte, von den Franzosen entdeckt. Als er keine Möglichkeit zu entrinnen sah, so trat er muthig heraus, und redete seine Feinde an: „Ich bin Andreas Hofer, und in euren Händen. Tödtet mich, aber schont meines Weibes und meiner Kinder, die für mein Verhalten nichts können."

Gefangen und mit Ketten gefesselt führte man ihn dann nebst Frau und Kindern nach Botzen. Hier wurden ihm auf das Zeugniß mehrerer Franzosen,

daß er mit allen Gefangenen so menschlich als möglich verfahren sey, zwar die Ketten abgenommen; aber, was das Schmerzlichste für ihn war, seine Frau und seine vier Kinder, die er so sehr liebte, trennte man jetzt von ihm, und führte sie in ihre Heimat zurück.

In Mantua, wohin man ihn brachte, wurde ein Kriegsgericht niedergesetzt, welches von Napoleon den ausdrücklichen und unabänderlichen Befehl erhielt, ihn ohne Wiederrede in 24 Stunden erschiessen zu lassen.

Hofer hörte sein Todesurtheil mit Muth und Standhaftigkeit an, und wünschte nur noch einen Geistlichen zu erhalten, um sich gehörig auf die Ewigkeit vorzubereiten. Diese Bitte ward ihm gewährt, und der ehrwürdige Probst Manifesti brachte die letzten Stunden bey ihm zu.

Am 20. Februar 1810, Mittags um 11 Uhr, wurde er von einem Battaillon Grenadiere unter dem Lärm der Trommeln auf den Richtplatz geführt, dem er mit großer Fassung entgegen gieng. Die gefangenen Landsleute, an deren Gefängnissen er vorbeyzog, lagen auf ihren Knieen, beteten unter lautem Weinen, und flehten ihn um seinen letzten Segen. Er ertheilte ihnen denselben, bat sie um Verzeihung,

im Fall sie ihn für die Schuld ihres Unglücks hielten, und tröstete sie mit der Versicherung, sie würden doch einst an das Haus Oestreich, (das er und sie damals so sehr liebten) wieder zurückkommen.

Als er auf dem Richtplatz beym Thore Ceresa angekommen war, wo die Franzosen ein Viereck gebildet hatten, so gab er zuerst seinem Beichtvater sein kleines silbernes Kruzifix nebst seinem Rosenkranz und einer silbernen Dose zum Andenken; und außerdem übermachte er ihm fünfhundert Gulden Papiergeld, um sie unter die Bedürftigsten seiner gefangenen Landsleute auszutheilen. Man wollte ihm seine Augen verbinden, aber er weigerte sich dessen, und verlangte mit offenen Augen zu sterben. Desgleichen wünschte er auch stehend seinen Todesschuß zu empfangen. Dann schenkte er dem französischen Korporal sein letztes Geldstück, das er bey sich hatte, mit der Bitte seine Leute gut schiessen zu lassen, rief noch: „Ach mein unglückselig Vaterland!" und befahl selbst Feuer zu geben.

Auch Hofer wie Palm, sank bey den ersten sechs Schüßen auf die Erde, ohne getödtet zu seyn. Selbst bey den folgenden sechs gab er noch Zeichen des Lebens. Erst als der Korporal selbst zu ihm trat, und ihm die Flinte an das Haupt setzte,

wurde durch diesen Schuß die letzte Spur des Lebens vertilgt.

Kürzer und treffender kann man Hofers Tod nicht schildern, als mit den Worten Manifesti's: „Er starb als ein christlicher Held, und unerschütterlicher Märtyrer."

X.

XXII.

Friedrich Staps. *)

Den 12. Oktober 1809 (den Tag vorher, ehe der Friede von Wien zwischen Oestreich und Frankreich geschlossen wurde) befand sich zur Mittagszeit Napoleon zu Schönbrunn auf der Parade mitten unter seinen Generalen. In diesem Augenblick trat ein teutscher Jüngling von 18 Jahren, ein Mensch von schöner Gestalt, aus der Menge der Zuschauer heraus, und lief schnell auf Napoleon, um ihn mit seinem Dolche zu erstechen. Die Gefahr wurde von einem der Umstehenden abgewendet und der Jüngling von mehreren festgehalten.

Friedrich Staps, der Sohn eines Predigers von Naumburg, hatte nämlich den Entschluß gefaßt,

*) Die Geschichte dieses teutschen Jünglings ist der Hauptsache nach sowohl durch teutsche als französische Zeugen hinlänglich bestätigt, und außer Zweifel gesetzt.

ein teutscher Brutus an dem französischen Cäsar zu werden, und war in dieser Absicht von Erfurt, wo er als Kaufmannsdiener gestanden war, nach Wien gereist.

Napoleon ließ ihn zwey Stunden nachher in sein Zimmer treten, und fragte ihn selbst, wer er sey und woher er komme, was ihn zu seinem Unternehmen verleitet habe, ob er Brutus und Schill kenne, und dergleichen. Der Jüngling antwortete frey und offenherzig auf jede Frage. — „Sie unter„drücken mein Vaterland und die ganze Erde. „Wenn Sie nicht Frieden machen, so ist Ihr Tod „zum Heil der Menschheit nothwendig. Hätte ich „Sie getödtet, so hätte ich die schönste That gethan, „die ein Mann von Herz nur thun kann!"

Nachdem er wieder abgeführt worden war, so wurde er noch einige Tage von zwey Gensd'armen in einem Zimmer verwacht. Er gieng mit Ruhe hin und her. Zuweilen fiel er auf seine Kniee nieder, und betete. Als er am 14. Oktober die Freudenschüße wegen des am 13ten abgeschloßenen Friedens hörte, so betete er mit Thränen in den Augen, und sagte, als er wieder aufstand: „Nun werde ich ruhi„ger sterben!"

Den 16. Oktober reiste Napoleon von Wien ab, und der Jüngling wurde abgeholt, um erschoßen

zu werden. Er hatte nur noch den einzigen Wunsch, frey und ohne Feßeln sterben zu können, und bat daher den Obersten, der ihm sein Urtheil verkündigte, um diese Gefälligkeit. Da ihm seine Bitte gewährt wurde, so gieng er ruhig auf den Platz seines Todes und starb mit dem nämlichen Muth wie er gelebt hatte.

XXIII.

Franz Anton Egetmayer. *)

Pensa — so heißt der Sitz einer Statthalterschaft im tiefen Rußland, auf einem Berge angenehm gelegen, dessen Fuß von einem Fluße bespült wird,

*) Dieser mit dem wärmsten Gefühl eines dankbaren Herzens von einem badischen Offizier geschriebene Aufsatz wurde zuerst im Morgenblatt mitgetheilt. Indem wir ihn auch hier aufnehmen, müßen wir bemerken, daß wir uns an vielen Stellen, so weit es thunlich war, wegen des beschränkten Raums gegenwärtigen Buches verschiedene Abkürzungen erlaubten. Daß wir übrigens dem Andenken des bekannten Schneiders von Pensa auch hier einige Blätter weihen, wird jeder Leser billigen, da ihm sein eigenes Herz sagen kann, daß man hier einen solchen edeln Mann nicht mit Stillschweigen übergehen konnte!

— war die nächste Stadt von Tambof aus, wo wir unsrer weitern Bestimmung ungewiß auf dem großen Transport in das Innere von Rußland anlangten. Bald nach der Ankunft hörten wir, daß ein teutscher Schneider hier wohne, und nach unserer damaligen Sitte, alles Teutsche sogleich auszukundschaften, war auch er bald aufgefunden. Ein Mann schlichten Ansehens tritt uns entgegen, sein Gruß ist das freundlichste Willkommen, das uns je auf unserm Wege geboten worden, und mit einfachen Worten und herzlicher Freude heißt er uns die Seinigen. Die Töne vaterländischer Sprache, der Ausdruck vaterländischer Sitte erquickten uns auf die lieblichste Weise, und wir begrüßten ihn wie einen alten lang gekannten Freund. Bald war sein Zimmer ganz von den Angekommenen gefüllt. Jeden trieb die Begierde den Landsmann zu sehen, der uns so liebevoll und treuherzig aufgenommen.

Franz Anton Egetmayer — so hieß er — war aus Bretten, dem Geburtsorte Melanchthon's gebürtig, und vor mehr als dreyßig Jahren den lockenden Aussichten gefolgt, die sich damals in Rußland für Fremde eröffneten, bereit im Schneiderhandwerk sein Heil zu versuchen. In Petersburg verlebte er die nächste Zeit, zog dann weiter nach Moskau, und bald nachher nach Pensa, wo er nun seit beynahe dreyßig Jahren als redlicher Meister tadellos gelebt hatte. Er war unter der fremden

Nation heraufgewachsen an Ruhm und Achtung; sein Leben, dessen Rechtschaffenheit und Treue sich bis zum Sprichwort erhoben, neigte sich jetzt aus dem männlichen in das höhere ernste Alter, und brach sich in beglückenden Strahlen in den Gestalten seiner beyden Söhne, die er dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, und von denen der ältere Offizier und der jüngere Auditor im Kriegsheere war.

Wir erzählten ihm die Geschichte unserer Leiden, deren Ende sich hier anzukündigen schien, und gerührt folgte er jeder Richtung unseres Geschicks. Sein stilles Sinnen war nun, wie es anzufangen sey, uns in seiner Stadt zu behalten, und den Gefahren einer eben so langwierigen als ungewissen Reise uns enthoben zu sehen. Unsre Bitte an den dortigen Gouverneur, in seiner Stadt oder in dem Umfange seines Gouvernements unsre Gefangenschaft verleben zu können, hatte er schon durch eigene kräftige Fürsprache unterstützt, und nach glücklichem Gelingen feierten wir in dem Gärtchen, daß um sein hölzernes Haus sich herzog, das fröhlichste Fest einer Errettung. Seine Theilnahme war die Freude eines der Unsrigen, so innig und herzlich äußerte sie sich. – Er selbst nahm zwey unsrer Kameraden in sein Häuschen; für sie wie für eigene Kinder zu sorgen. Den Uebrigen verschaffte er Aufnahme in anderen Häusern, und nachdem er uns nun alle in Sicherheit gebracht, ergötzte er sich an

unsrer Zufriedenheit, und war innig vergnügt über das wohlgelungene Werk. Eben sobald waren die angekommenen Landsleute gekleidet, deren Bedürfnisse durch die Armseligkeit ihrer früheren Lage, durch Ausplünderung und durch Beschwerden einer so langen Reise bedeutend angewachsen waren. Mit einer liebenswürdigen, wahrhaft väterlichen Sorgfalt, gieng er einzeln mit einem jeden zu Rathe, was er überhaupt bedürfe, was von dem Alten gebessert, und was gänzlich erneuert werden müße. Die Armuth, in der wir waren, erlaubte uns nicht, ihm nur das Mindeste in diesem Augenblick zu erstatten; wir sahen uns mit Gaben einer seltenen Güte überhäuft, der wir nichts als mit ganzer Seele danken konnten.

Wer die Hoffnungslosigkeit unsrer früheren Lage erwägt, ein zur Gewohnheit gewordenes Entbehren und Erdulden, den Mangel menschlicher Theilnahme und Schonung, und endlich die Ungewißheit unserer Bestimmung, die uns bey der auf unbestimmte Weite hinausgesetzten Reise in die entlegensten Provinzen des ungeheuren russischen Reiches führen konnte; — dem wird mit uns eine freudige Ueberraschung im Herzen aufglühen bey dem Blick auf die herrliche, liebevolle Gestalt vor uns, und er wird mit uns übereinkommen, daß es eine Sendung höherer Art war, die uns zu Theil geworden. Auch waren diese Güte und Liebe nicht der Zeit und dem

Maaße unterworfen; täglich erstanden sie in frischem Glanze und mit neuer, erfindungreicher Kraft.

Unser Leben bildete sich zu einer immer engeren Gemeinschaft, und stellte zuletzt das Bild einer geschloßenen Familie dar, welches sich überdieß durch die Namen Kinder und Vater, die wir ohne Uebereinkunft gegenseitig aussprachen, treu bewährte. Das Gärtchen am Hause, welches mit Lauben und Rasenbänken artig geziert war, und den ganzen Reichthum der dortigen Natur in sich vereinigte, war der Sitz unsrer Versammlungen. Dort, so lang es die Witterung erlaubte, wurden alle Abende unter traulichen Gesprächen hingebracht, und den eigenen Erfahrungen wie den großen Begebenheiten manche Stunde der Mittheilunng gewiedmet. Die mächtige Umwälzung der Zeit beschäfftigte unsern Vater ungemein; den siegreichen Zügen der Verbündeten folgte er mit Enthusiasmus und das Wohl des teutschen Vaterlands war ihm noch immer eine heilige Bekümmerniß. Auch hierin, wie in der großen Liebe und Anhänglichkeit an unsern Fürstenstamm beurkundete er jene unwandelbare teutsche Treue, die bey allen Nationen ein Gegenstand der Achtung und Bewunderung gewesen, und hoch gepriesen wurde zu allen Zeiten. — Nichts war uns erwünschter, als wenn er aus seinem eigenen Leben zu erzählen begann, und den Reichthum seiner Erfahrungen entfaltete. Mit Theilnahme und Freude hörten wir,

wie aus allem Sturm und bösem Andrang die edle Seele immerdar rein und fleckenlos, von Gott gehütet, herausgehoben worden. Oft geschah es dann, daß er mit seinen Gedanken die rechte Höhe ergreifend, zu seinem eigentlichen Elemente, zur Religion sich wandte, und durch alle Dunkelheit hindurch quoll lichtvoll gleich einem goldenen Strome ein Spruch aus dem Evangelium, der alles erläuterte und erklärte. Eine ununterbrochene Beziehung seines Daseyns auf Gott und ein unerschütterliches Vertrauen zu Ihm bildeten, ihm selbst unbewußt, seinen Wandel zu einer göttlichen Offenbarung. Mit kindlichem Frohsinn schritt er durch die Welt, in muthiger Bereitschaft dem höchsten Willen mit all dem Seinigen jederzeit zu Gebote zu stehen.

Er war nicht reich, ganz gegen die Art der deutschen Gewerbsleute in Rußland; denn sein Erworbenes blieb nicht ängstlich anheim liegen. Wo ein edler Zweck zu erreichen, eine menschenfreundliche Handlung zu begehen war, da durfte sein Beytrag nicht fehlen, und er gab was er zu geben vermochte; dabey hatte er kein Gedächtniß für das Böse und Widrige, das ihm oft auch wiederfahren, aber das Andenken des Guten haftete ewig in seiner Seele. Zu dieser innern Güte seines Wesens gesellten sich eine liebenswürdige Einfachheit des Aeußern, Freundlichkeit und Milde, und so sah man in dem Bilde dieses Mannes den Widerschein jener hohen Cha-

raktere aus der heiligen Geschichte, die in Kindlichkeit und Einfalt auf uns herniederstrahlen.

Die tiefe Bedeutung seines ganzen Wesens sprach in den einfachsten und, wenn man dem ersten Anschein folgte, in den gewöhnlichsten Formen. Kein Ausdruck war anders, als sein Leben ihn hatte geben können, keine Grenze war überschritten. Wahrheit, Offenheit und Gutmüthigkeit zeigte sich in allen Aeußerungen. Er stand als Rathgeber, Freund und Vater in unsrer Mitte, und seine Aussprüche hatten die völlige Gültigkeit nothwendiger Gesetze. Die Achtung, die er allgemein unter seinen Mitbürgern genoß, erbte auch auf uns, auf seine Kinder über, und so war sein Name, wie er uns überall wohlthätig beschirmte, unser eigentliches Losungswort. Hatten wir irgendwo, besonders an höhern Stellen, eine Bitte einzureichen, oder sonst ein Begehren, so mußte er zuvor die Einleitung machen, und durch seine Fürsprache zu unsern Gunsten einnehmen.

Als wir in der Folge durch die Gnade unsers geehrten Großherzogs, in den Stand gesetzt wurden, die lang getragene Schuld dankbar zu entrichten, eilten wir mit vollen Händen zuerst zu unserem Schneider, seiner Bestimmung alles zu überlassen. Mit beyspielloser Uneigennützigkeit wies er uns zurück. Wir konnten es nicht verbergen, daß es uns schmerzlich

sey, eine gehoffte Freude in dieser Weigerung zerstört zu sehen, aber mit freundlichen Worten erinnerte er uns an die ungewisse Dauer unserer Gefangenschaft, und, wenn diese auch glücklich überstanden seyn würde, an die weite gefahrvolle Rückreise, gab uns Trost, daß dieser Zeitpunkt nicht mehr ferne seyn werde, und bat uns auf die rührendste Weise, ohne Sorgen über unser gegenseitiges Verhältniß zu seyn, das so wesentlich zu seiner inneren Zufriedenheit gehöre.

Ungefähr zur selben Zeit geschah es, daß einer der Unsrigen in einem Städtchen des Gouvernements gefährlich krank wurde. Da in demselben Städtchen keine Apotheke war, so erlaubte der Gouverneur, daß der Kranke nach Pensa gebracht werden dürfe. In einem sehr bedenklichen Zustande, mit den Anzeichen des nahen Todes kam er daselbst an, und erhielt eine Anweisung auf das Haus eines dortigen russischen Bürgers. Dieser, ob er es auch aus Furcht vor Ansteckung, oder sonst einem Grunde gethan, verbot den Eintritt in sein Haus auf eine harte Art, und wies den Angekommenen bestimmt zurück. Wo sollte der Unglückliche bleiben? war die Frage des mit ihm angekommenen, gefangenen Soldaten, dem in demselben Augenblick der Schneider einfiel, von dem man auch in seinem Städtchen so wunderbar wohlthuende Dinge erzählt hatte. Er erfragte dessen Wohnung, und bald hielt er mit seinem Wa-

gen an der Thür. Man muß Rath schaffen, sagte die mitleidige Seele nach kurzem Bedenken, und rückte nun alles näher zusammen in seinem engen Häuschen, darin er selbst mit seiner Frau, mit zweyen unserer Gefährten und wohl außerdem noch mit 15 Gesellen hausete. Sorgfältig bereitete er dem Kranken eine Lagerstätte, dem es an Pflege und Bedienung jeglicher Art nicht fehlte. Die Nacht ließ er einen der Seinigen an dem Krankenbette wachen, doch erlebte der Unglückliche den Morgen nicht mehr. Mit gleicher Treue wurde nun auch für den Todten gesorgt, ihm die letzten Pflichten zu erweisen.

Er war auch besorgt, von Zeit zu Zeit aus der nahen teutschen Kolonie an der Wolga Prediger zu bescheiden, welche in einem ausgewählten Saale Gottesdienst und einmal auch Communion hielten. Das war sodann die Familie des Schneider Egetmayer, die in Eintracht und Einmüthigkeit wie eine besondere Gemeinde in allen Dingen zusammenhielt. Alles was deutsch in unserer Stadt lebte, schloß sich fest an diesen Kreis, und fühlte sich glücklich in dieser Verbindung.

Mit dem Glück aber der siegreichen Waffen wurde uns Freyheit angekündigt, und es nahte die Zeit der Trennung. Heiter empfieng auch er die Botschaft unseres Glückes, welche doch feindselig das seinige in Schmerz und Betrübniß umwandelte. Es war herz-

ergreifend die Bewegungen von Freude und Trauer zu bemerken, die in seinem Innern auf und abstiegen, doch erwähnte er des leidvollen Antheils kaum, den sein eigen Leben an dem Ereigniß nahm, fürchtend, er möge uns eine Freude verbittern. Sein Wesen ward stiller, seine Rede einsylbiger; die Ahndung seiner nahen Einsamkeit schwebte auf allen seinen Zügen und so sahen wir ihn tiefsinnig einhergehen, und es dünkte uns, als sey er mit etwas Besonderem beschäftigt. Oftmals sagte er: „wenn ich kinderlos wäre, zög ich mit euch Kindern in mein liebes Vaterland;" und es schien dann, als vereinige sich in dieser Sehnsucht der ganze Kreis jener geheimnißvollen Wünsche, die in jedem menschlichen Leben eingeschloßen, oft dunkel oft heller sich aussprechen. Dann kehrte er immer zurück zu seiner Habe, und sann fortwährend, was er uns davon noch darbringen und leisten könne. Die Beschwerden einer Winterreise in Rußland, so sagte er oft zu uns, kennen wir noch nicht, er aber wisse wohl, welche neue Bedürfniße sich da einstellten. Nach vielem Hin- und Herdenken mochte er geglaubt haben, sein bewegliches Gut reiche nicht aus, um uns gründlich zu helfen, und auf einmal, als sey ihm ein schweres Gewicht von seiner Seele genommen, trat er uns heiter und froh entgegen, mit dem festen Entschluß, uns zum Besten sein Haus zu verkaufen, und sich alsdann in einem neuen unbeschadet seines Handwerks, einzumiethen. Fast unglaublich wird dieser Vorsatz denen erscheinen, welche die unbeschreibliche

Güte dieses seltnen Menschen nicht selbst erfuhren; uns erfüllte eine tiefe Wehmuth bey diesem Erbieten, in welchem er sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand so deutlich ausgesprochen hatte, die Größe und der hohe Ernst seiner Gesinnungen würkten auf uns wie die Nähe des Heiligsten; aber wie dieses nur im stummen Erkennen und in stiller Seligkeit empfunden wird, so konnten auch wir kaum denken, sondern nur zurückweisen und abwehren. In unserm Innern war die Wohlthat doch tief empfangen.

Unermüdet zeigte er sich in Erfindung neuer Bedürfnisse, und nicht lange nach seinem ersten kühnen Vorsatze war auch schon ein andrer ersonnen. Als eine wahrhafte Seltenheit besaß er einen prachtvollen Bärenpelz, der einen Werth von mehreren hundert Rubeln hatte. Kein Weigern hätte ihm gewehrt uns denselben mit einer Art Stiftung zuzuwenden. Denen der Unsrigen, welche in Dürftigkeit oder in sonst ein unvorhergesehenes Uebel auf der weiten Reise gerathen könnten, sollte dieser Pelz zum Besten unterwegs verkauft, und der Ertrag den Nothleidenden eingehändigt werden. Wie dringend und liebreich einredend bot er uns diese Gabe an, und es lag in seiner Art und Absicht ein leiser Zwang, nehmen zu müßen. — Erst später nachdem wir schon in unsre Heimat zurückgekehrt waren, erfuhren wir, daß er bald nach unsrer Abreise, von Furcht und Unruhe über unsere Lage gedrängt, eine Summe

Gel-

Geldes nach dem russischen Grenzort Byalistock, wo wir ausgewechselt wurden, geschickt hatte, damit wir, bey der Ungewißheit daselbst etwas vorzufinden, nicht den Mangel und der Entbehrung ausgesetzt seyn möchten.

Und über die letzten Augenblicke hinwegeilend, in denen wir uns Muth und Trost zusprachen, sehen wir den theuren Mann noch an unsern Schlitten stehen, thränenden Auges mit herzlichen Wünschen von einem jeden Abschied nehmen, und den Vorübereilenden schluchzend den letzten Gruß nachsenden. In diesem Bilde von Verlassenheit und schmerzvoller Trauer ist er den meisten unter uns am lebendigsten geblieben, denn es war das letzte, das sich uns einprägte, für unsre Betrübniß ein endloses und kummervolles. Der Schmerz hatte sein ganzes Wesen erdrückt, und mit seinem frommen, inniggerührten Antlitz blickte er zum letztenmale nach uns in dem vollen Ausdruck der ergreifendsten Liebe. Es war ein Bild, dergleichen Menschen selten schauen.

Welche Empfindungen uns durchzogen läßt sich fühlen. Es war ein stilles bedeutungsvolles Trauern, das sich mit höherer Ahndung über unser Leben hindehnte. Aber auch seine eigene Stimmung blieb der unsrigen gleich, denn bald nach unsrer Abreise schrieb er an uns einen Brief worin er seine väterliche Liebe

zu uns und seine herzliche Wehmuth aufs rührendste uns ausdrückte.

Im April des Jahres 1814 betraten wir wieder den deutschen Boden, und im May langten wir unversehrt in unsrer Heimat an. Hier war unser erstes Bemühen, redlich zu erstatten, was jedem Einzelnen und dem Ganzen von unsrem Schneider hülfreich geleistet worden. Wir müßen dabey erwähnen, daß von einer Zurückgabe auch nur in der leisesten Andeutung nie in seinem Munde die Rede gewesen. Auch haben wir die hohe Ueberzeugung, daß ein solcher Gedanke im Augenblick des Gebens nie in seine unbefangene Seele gekommen, oder der Grund seines Handelns gewesen sey. Und als es uns endlich gelang, unserm väterlichen Freunde die uns anvertraute Schuld mit kindlichem Danke zurückzusenden, so glich seine Antwort der innern Beschämung eines Herzens, das mit unverdienten Gaben überhäuft, kaum zu danken vermag und das sich betrübt, nicht mehr für uns geleistet zu haben.

Auch unser Fürst und Landesherr als wir unsere Geschichte zur ehrenbietigen Kunde desselben brachten, empfieng gerührt und mit landesväterlicher Güte und Theilnahme, unsre Erzählung. Und welcher unerwartete Lohn mußte uns werden, als er aus freyer Anregung dem edlen Manne den Preis zugedachte, welchen der Staat dem Verdienste seiner bewährten

Bürger ertheilt. Er beschenkte den Schneider mit der goldenen Civilverdienstmedaille, eine Auszeichnung deren sich wenige zu rühmen, und die unser Freund mit innigster Rührung und freudigstem Dank aufnahm.

Wir müßen hier noch hinzufügen, daß nicht wir, nicht seine Landsleute die einzigen waren, die aus seiner menschenfreundlichen Hand Gaben und Wohlthaten empfiengen. Es leben vielleicht in allen Theilen Teutschlands Zeugen seiner liebenden Gesinnung, und es ist kein Gefangener durch Pensa gegangen der, wenn der Schneider sein Elend erfahren, hülflos weiter gezogen wäre. Weil eben sein Gemüth nicht von zufälliger augenblicklicher Hinneigung geleitet, sondern von frommer Liebe erwärmt war, so giengen seine Bemühungen weiter als für seine teutschen Mitbrüder. Als nach dem Brande von Moskau die ersten französischen Kriegsgefangenen in Pensa in einem höchst beklagenswerthen Zustand ankamen, erbarmte sich kein Herz ihrer in der rauhen Winterszeit, weil ein unversöhnlicher Haß in der russischen Nation gegen die Feinde glühte. Er allein, unser lieber Wohlthäter, schritt aus einem Hause in das andere mit dem muthvollen Vertrauen der Tugend, forderte Beyträge an Geld und Kleidungsstücken für die gefangenen Franzosen, und erhielt durch seine offene Ansprache an das mensch-

liche Gefühl, was das dumpfe Vorurtheil stets fest verweigert hätte.

Meisterhaft und wahrhaft-unübertrefflich ist es unserm herrlichen Hebel in seinem Hausfreunde gelungen, den frommen, mildthätigen und einfachen Sinn des Schneiders darzustellen. Wer diese Worte gelesen, dem kann in der gegenwärtigen Erzählung wohl nur das Historische erwünscht seyn, weil er den besten und wahrhaftesten Theil der Geschichte genugsam in jener Schilderung genossen hat.

Die Gestalt unsers Vaters war übrigens von mittlerer Größe, sein Gesicht, aus dem ein dunkles, überaus mildes und bedeutungsvolles Augenpaar herausstrahlte, war das treuste Geständniß seiner Seele, und trug einen besondern Ausdruck von Gutmüthigkeit und erquicklichem Wesen. Seine Sprache hatte etwas Anstoßendes, ein Umstand, der die Treuherzigkeit seiner Aeußerungen erhöhte. Durch ein früheres Unglück war das eine Bein hinkend geworden; dieser Anstrich von Gebrechlichkeit erregte beym ersten Augenblick jenes mitleidige und zugleich ergebene Gefühl, das wir jedem Gebrechlichen zollen, und öffnete das Herz ihm um so eher, als der Gedanke etwas unendlich Rührendes hat, eine Hand, die man selbst hülfebedürftig und der Stütze benöthigt glaubt, dennoch Wohlthaten und Hülfe ausstreuen zu sehen.

Dieß ist das sanfte Leuchten aus Morgen, welches die weite Dunkelheit zauberisch erhellet, und nachdem wir uns oft mit heimlicher Sehnsucht wie zu einer aufglühenden Sonne hinwenden. Und sollte auch das Herz verglühen, aus dem der leuchtende Strahl herauf stieg — er selbst verbleicht nicht; wie ein unendliches Morgenroth glänzt er voll Liebe zu den treuen fern wandelnden Kindern herüber.

XXIV.

Ferdinand von Schill. *)

Schlesien ist das Vaterland, wo dieser Held im Jahr 1773 zu Sothof geboren wurde, einem Landgute, das bey Rosenberg liegt, und seinem Vater gehörte. Schills Vater, ein geborner Ungar, hatte schon im siebenjährigen Kriege unter Oestreich und Sachsen ehrenvoll gedient, war aber später als Oberstlieutenant in preussische Dienste getreten, aus welchen er sich nach dem Tode Friedrichs des Großen

*) A. d. V. Die Nachrichten über Schills Leben liegen in mehreren bekannten Schriften zerstreut. Dahin gehören, außer den Zeitungen, die europäischen Annalen, das politische Journal, die Minerva; das Vaterland oder Beyträge zur Geschichte der Zeit; die Geschichte der Feldzüge Napoleons gegen Preussen und Rußland; die vertrauten Briefe und Feuerbrände; und andere hinlänglich bekannte Werke.

in die ländliche Stille zurückzog. Sein Oheim hatte als östreichischer Offizier in der Schlacht bey Lissa sein Leben eingebüßt. Seine drey Brüder, sämmtlich älter als er, dienten als Husaren beym preussischen Heer. So trat auch unser Held, nachdem er aus der Schule zu Breßlau entlassen war, im Jahr 1789, als ein Jüngling von sechszehn Jahren, unter die preussischen Husaren, und zwar unter das nämliche Regiment, bey dem sein Vater gestanden war; aber schon im folgenden Jahr wurde er unter die Dragoner versetzt. Große Hoffnungen waren es zwar Anfangs nicht, die er von sich erweckte; im Gegentheil zog er sich manchen Verweis bey den gewöhnlichen Kriegsübungen zu, deren Beschäftigung seinem Heldengeiste zu wenig Nahrung gab. Aber je unerwarteter, nur um so glänzender sollte der große Tag seines Ruhmes anbrechen.

Noch hatte Schill, wiewohl 33 Jahre seines Lebens und siebenzehn seines Dienstes verflossen waren, erst die Stelle eines Lieutenants beym Dragonerregiment der Königin erlangt; und auf dieser Stufe stand er, als den 14. Oktober 1806 die Schlacht bey Jena und Auerstädt geliefert wurde. An diesem blutigen Tage ward er im Gefecht von seinen Waffengefährten getrennt, und von mehreren feindlichen Reutern umringt. Sie forderten ihn auf, sich gefangen zu geben; aber er antwortete mit Säbelhieben, und kämpfte den Kampf der Verzweiflung, in-

dem er entschloßen war, frey zu leben oder zu sterben. Schon waren einige Feinde verwundet, als ihm der Hut, welcher bisher die Streiche abgewandt hatte, heruntergehauen, und von zwey Hieben sein Haupt getroffen wurde. In dem Augenblicke aber, als ihm die Besinnung entschwinden wollte, gleitete ein dritter Hieb von ihm ab, traf sein Pferd, und versetzte dieses in eine Wuth, daß es durch einen heftigen Sprung sich und den Helden den Händen des Feindes entriß. Schill war durch den höhern Willen der Vorsehung auserseben, vorerst noch größere Thaten zu vollbringen, und durch sein heldenmüthiges Leben und Sterben ein Vorbild für Preussens Krieger zu werden, wenn einst nach den Tagen der Schmach die Stunde der Rache schlagen würde.

Wie durch ein Wunder war er dem Tod entrissen; aber im traurigsten Zustande fand man ihn, indem er in seinem Blute besinnungslos auf der Erde lag. Einige Dragoner von seinem eigenen Regiment nahmen ihn auf, verbanden mit den Tüchern, die sie bey sich trugen, seine blutigen Wunden, liessen ihn unterwegs durch ärztliche Hülfe verpflegen, und brachten den Helden in solcher Schwäche, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte, nach Magdeburg. Hier fand er zwar menschenfreundliche Hülfe; aber einmal glücklich entronnen, wollte er um so weniger jetzt in feindliche Hände fallen. Sobald er also vernahm, daß Magdeburg nicht lange Stand hal-

ten werde, machte er sich wieder auf, suchte die Grenzen von Pommern, und kam glücklich, wiewohl entkräftet und von einem Wundfieber befallen, in Kolberg an.

Kolberg am Ufer der Ostsee, schon in den Jahrbüchern des siebenjährigen Krieges ehrenvoll aufgezeichnet, sollte jetzt der Schauplatz werden, wo die preussische Tapferkeit im glänzendsten Lichte erschien. Zwar war es nur eine Festung von mittlerer Stärke, und außerdem hatte man nicht die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Den schimpflichen Ausgang, den die Schlacht von Jena für das Volk Friedrichs des Großen nahm, und die reissende Schnelligkeit, mit welcher das französische Heer das mitternächtliche Teutschland überschwemmte, hatte kein Preusse vermuthet. Daher war Kolberg von den nöthigen Lebensmitteln entblößt, und der Muth des Obersten Loucadou, welcher hier als Befehlshaber stand, dermaaßen niedergeschlagen, daß er, an der Rettung verzweifelnd, in Unthätigkeit den kommenden Sieger erwartete. Schon hatte Spandau seine Thore den Franzosen geöffnet. Selbst Stettin, Küstrin und Magdeburg waren nach einander schimpflich gefallen. Um so weniger glaubte Loucadou, daß Kolberg lange sich halten könne.

Schill aber verzweifelte nicht. Er wußte, daß in den Städten Treptow, Kamin und Wollin, welche

in einiger Entfernung westlich von Kolberg liegen, noch bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln sich befanden, und wollte diese durch schnelle Besonnenheit retten. Noch bluteten seine Wunden; aber in sich die Stimme der Vaterlandstreue fühlend, that er dem Befehlshaber den Vorschlag, jene Magazine zu retten, erbot sich selbst, seinen Plan auszuführen, und bestürmte ihn so lange mit Bitten, bis er die Erlaubniß erhielt. Mit sechs Dragonern seines Regiments, die sich bey ihm eingefunden hatten, langte er Abends den 10. November in Treptow an, als man schon die Ankunft der Franzosen erwartete, und bemächtigte sich der Vorräthe, die er hier fand. Dann ließ er durch zwey seiner Leute, die er umhersandte, das falsche Gerücht von der erfolgten Landung der Russen ausbreiten, und gewann dadurch Zeit, während die Franzosen durch die beunruhigende Nachricht aufgehalten ein wenig zögerten, auch die Magazine aus den beyden entfernteren Orten zu retten.

So wurde die Festung mit den nöthigen Lebensmitteln versehen; aber Loucadou, wahrscheinlich durch neidische Menschen geleitet, und vielleicht in der Meinung, daß für die verlorene preussische Sache ohnedies wenig mehr gewonnen werden könne, suchte Schills weitere Entwürfe geflissentlich zu hemmen. Nur durch neue anhaltende Bitten gelang es dem Helden, zuweilen die Erlaubniß zu Streifzügen mit

einigen Leuten zu erhalten. Aber je geringer die Anzahl war, um so rühmlicher war der Erfolg. Noch im November nahm er, wieder von sechs Dragonern begleitet, in dem Städtchen Massow sieben französische Offiziere gefangen, die sich durch Erpressungen bereichern wollten, und führte sie unter dem Jubel der Bürger nach Kolberg zurück. Zu gleicher Zeit brachte er eine Menge preussischer Flüchtlinge mit sich, die er unterwegs angetroffen hatte, nebst einer Anzahl Pferde und Waffen. Ein andermal rettete er einen Theil des Kleidungsmagazins, welches sich zu Golnow befand; ließ 200 Wägen mit Heu, die nach Stettin für die Franzosen bestimmt waren, nach Kolberg führen, und rettete im gefährlichsten Augenblick die öffentlichen Kassen von Naugart, Greifenberg und Golnow.

Um diese Zeit, als er eben die Kasse von Golnow in Sicherheit gebracht hatte, führte er mit eben so großer Einsicht als Kühnheit ein Wagstück aus, welches in seiner Lebensgeschichte eines der berühmtesten ist. Es war im Anfange des Monats December, als er auf seinem Rückweg nach Kolberg erfuhr, daß in dem einige Stunden von Golnow liegenden Städtchen Gülzow eine Anzahl feindlicher Reuter und Fußgänger eingerückt sey. Schills Mannschaft bestand aus zwanzig Mann, wovon die Hälfte zu Pferd war; aber dennoch beschloß er den fünffach stärkeren Feind anzugreifen, und durch die

Schnelligkeit seines kühnen Angriffs zu besiegen. Es war finstere Nacht, als er in der Nähe von Gülzow ankam, begleitet von einigen mit Stroh beladenen Wägen, durch welche im Nothfall die Flanken seiner Fußgänger gegen einen Angriff der feindlichen Reuterey gedeckt werden sollten. Noch sah er keinen Feind vor sich, und vertheilte daher seine Mannschaft. Zehn Mann zu Fuß schickte er um den Kirchhof zu besetzen; sechs zu Pferd ließ er um das Städtchen herumreiten, um im nämlichen Augenblick, als er mit den vier zurückbehaltenen Reutern den Feind im Orte angreifen würde, von der entgegensetzten Seite hereinzusprengen. Schon aber war Schills Nähe durch einen Kundschafter verrathen. Seine Fußgänger stießen auf fünfzig Feinde zu Fuß, ehe sie noch den Kirchhof erreichten; er selbst mit seinen Dragonern fand sechszig feindliche Reuter in dem Städtchen versammelt. Mit desto größerem Heldenmuth griff er an, und schlug mit furchtbarem Schwerdt an der Spitze der Seinigen unter den Feind; aber der Sieg schwankte eine Zeit lang. In diesem gefährlichen Augenblick schrie er voll Geistesgegenwart mit lauter Stimme: „Kosacken vor!" und durch diesen Ruf erschreckt, ergriffen die feindlichen Reuter die Flucht. Schill verfolgte sie, und machte zwey Gefangene; kehrte aber schnell wieder um, und ritt seinen Fußgängern zu Hülfe, die noch im Gewehrfeuer begriffen waren. Er forderte die feindlichen Fußgänger auf, sich zu

ergeben; und dreyßig derselben in der Meinung, eine zahlreichere Mannschaft vor sich zu haben, streckten das Gewehr, indeß die übrigen unter Begünstigung der Nacht entkamen. Außerdem fielen drey Wägen nebst einer Kasse von tausend Reichsthalern damals in die Hände des Siegers.

Seit diesem Tage stieg Schill's Ruhm noch höher als bisher, und sein Name gelangte vor den Thron des preussischen Königs, der ihn mit dem Verdienstorden belohnte. Aber auch Flüchtlinge, welche der Gefangenschaft entronnen waren, wünschten, durch seinen Ruf gelockt, unter des Helden Panier zu kämpfen. Einige tapfere Offiziere, die Lieutenants von Petersdorf, Gruben und Blankenburg, schloßen sich an ihn an. Der Gedanke, den er schon früher in sich getragen hatte, eine eigene Freyschaar zu errichten, regte sich mächtiger und lauter in seiner Brust. Noch im December hatte er bereits außer einer Anzahl Schützen fünfzig Reuter um sich gesammelt. Mit diesen zog er nach Greifenberg, von wo er durch glückliche Streifzüge die Franzosen in Schrecken setzte.

Noch hatte sich aber die Mißgunst gegen Schill nicht zur Ruhe gelegt; von jeher Feind und Verfolger alles Großen, erhob sie sich vielmehr um so stärker, um des Helden emporkommenden Ruhm zu erdrücken. Mitten unter seinen Entwürfen wurde Schill von

seiner Laufbahn zurückgerufen, und nebst seinen Soldaten hinter die Wälle der Festung gestellt, so daß er jetzt nur insgeheim noch einige Leute zuweilen aussenden konnte. Schill sollte gedemüthigt, und Hauptmann von Waldenfels, der Günstling des Befehlshabers von Kolberg, statt dessen erhoben werden. In dieser Absicht erhielt Waldenfels den Auftrag zu dem bekannten Angriff von Wollin, welcher den 6. Jenner 1807 in Schill's Abwesenheit geschah, und durch seinen Erfolg dazu diente, das Ansehen des abwesenden Helden zu erhöhen. An diesem Tage, wo die Preussen durch die Schuld ihres Anführers mit Verlust von vier Kanonen und vielen Todten und Gefangenen die Flucht ergreifen mußten, überzeugte man sich noch mehr, daß nur Ein Schill in den Mauern von Kolberg lebe. Selbst Loucadou wurde geneigter, dem Helden freyere Hand zu lassen.

Ueberdrüssig der erlittenen Kränkungen hatte Schill früher schon durch ein Schreiben seinen König um die Erlaubniß gebeten, eine eigene Freyschaar zu errichten; und diese Erlaubniß kam den 12. Jenner des erwähnten Jahres mit den ehrenvollsten Ausdrücken zu Kolberg an. Sein Lieblingsgedanke gieng nun mit raschen Schritten vorwärts. Täglich strömten Leute herbey, und seine Schaar wuchs in kurzer Zeit auf achthundert bis tausend Mann.

Diese Mannschaft, blos nach dem Aeußeren betrachtet, flößte zwar Anfangs wenig Hoffnung ein. Die Artillerie bestand in zwey schlechten eisernen Kanonen. Viele Reuter saßen auf ihren Pferden ohne Sattel, oder leiteten sie an Stricken. Andere trugen Säbel ohne Scheiden, oder statt der Säbel nur Lanzen. Auch ein großer Theil der Fußgänger war bloß mit Spießen oder Sensen versehen, höchstens mit schlechten Flinten, die man in der Noth zusammengeraft, und zu denen man oft die Bajonette und Ladestöcke erst aus erbeutetem Eisen hatte schmieden müssen. Außerdem waren die meisten dieser Soldaten nur in leinene Kitteln gekleidet, mit Aufschlägen, die man von alten Pferddecken abgeschnitten hatte, zum Theil baarfuß oder halbnackt, und nach ihrem äußern Ansehen mehr einer Räuberhorde ähnlich, wofür sie auch von den Franzosen öffentlich ausgegeben wurden.

Aber, was die Hauptsache war, in dem Innern dieser Krieger schlug ein teutsches Heldenherz, von der Begierde entbrannt, den preussischen Schutzgeist durch hohe Thaten zu versöhnen, und die Schande, mit welcher des Vaterlandes Name befleckt war, im Blute des Feindes abzuwaschen. Muthig beharrten sie auf ihrem Vorsatz, und in kurzer Zeit gewann die Schaar ein anderes Ansehen. Aus Stralsund langten bald Kanonen, Gewehre und andere Kriegsbedürfnisse an. Auch wurde nach und nach die Mann-

schaft aus erbeuteten Tuchvorräthen gleichförmig gekleidet.

Schill, allen ein Vorbild der Unerschrockenheit und Standhaftigkeit, stets an der Spitze, wenn die Stunde der Gefahr sich nahte, und unermüdet bey Tag und bey Nacht, vereinigte mit dieser Heldengröße zugleich die einnehmendste Güte und Leutseligkeit, wodurch er die Liebe aller gewann, und in ihren Herzen eine Eintracht erweckte, die ohne knechtische Furcht willig jeden Gehorsam leistete. Eine ruhmvolle That folgte jetzt nach der andern, und sein Name wurde der Schrecken des Feindes. Voll Schlauheit, alles auszuspähen, schnell besonnen, jede günstige Gelegenheit auf die beste Art zu benutzen, und heldenkühn im Angesicht des Todes führte er mit seinen Getreuen den kleinen Krieg im Rücken des Feindes, durchstreifte die Heerstraßen, hob feindliche Mannschaft und Kassen auf, nahm Eilboten gefangen, und eroberte Waffen, Pferde und Wägen. Schon den 14. Jenner gelang es ihm den französischen Feldherrn Viktor, den ernannten Oberbefehlshaber der zehnten Armeeabtheilung, nebst seinem Generaladjutanten in der Gegend von Stargard, als er nach Stettin reisen wollte, gefangen zu nehmen. Ohngefähr drey Wochen später erschien er sogar mit zwölf seiner Reuter in der Nähe Stettins, nachdem er noch achtzig in einem Hinterhalt gelassen hätte.

Ein

Ein französischer Offizier, durch einen von Schill angestellten Bauern angeregt, eilte ihm mit 70 Jägern zu Pferd entgegen, und verfolgte ihn, als er sich fechtend bis zu dem Gebüsche zurückzog, wo der Hinterhalt lag. Auf ein gegebenes Zeichen brachen die Preussen hervor, und der größte Theil der Feinde wurde zu Gefangenen gemacht. „Verzeihen Sie," sprach Schill zu dem gefangenen Offizier, „ich wollte Ihnen nur zeigen, daß es noch wahre Preussen giebt!"

Bey dieser und andern Gelegenheiten erschien seine Tapferkeit in der glänzendsten Größe. Zwar mußte er bisweilen der Ueberzahl weichen; aber nie floh er mit Schande bedeckt, und stets erkämpfte er mit seinem Schwert einen ehrenvollen Rückzug. So bestand er im Februar ein sehr blutiges Gefecht bey Naugard, und kämpfte im Anfang des Treffens, ehe noch der übrige Theil seiner Reuterey eingetroffen war, mit nicht mehr als 60 Mann und zwey Kanonen gegen einen vielfach überlegenen Feind. Selbst verwundet wich er nicht von seiner Stelle, hielt von 11 Uhr Mittags bis Abend Stand, begeisterte seine Leute stets durch seine Gegenwart, und zog sich erst mit Anbruch der Nacht zurück.

Dieser Heldenmuth, welchen Schill auf seinen Streifzügen bewies, sah man hernach auch unter den

Mauern von Kolberg, als diese Festung vom Feinde enger eingeschlossen worden war. Entrüstet über des Helden kühne Thaten gebot Napoleon, Kolberg zu belagern. Von dem Felde von Eylau, wo den 7ten und 8ten Februar die furchtbare Schlacht geschehen war, zog General Teulieu mit beträchtlicher Mannschaft nach Pommern; und den 30. Merz verließ Marschall Mortier die Gegend von Stralsund, um sich mit ihm zu vereinigen. Dadurch erfolgte eine der hartnäckigsten Belagerungen, welche bis zum Anfang des July dauerte und aufs ehrenvollste von den Preussen bestanden wurde. Aber zwey Männer waren es hauptsächlich, welche die Geschichte als Retter von Kolberg preist. Der eine war Nettelbeck, ein siebenzigjähriger Bürger, der die Ueberschwemmungs- und Feueranstalten der Stadt leitete. Stets befand sich dieser heldenmüthige Greis auf den gefährlichsten Plätzen, traf mit Verachtung jeder Gefahr die nöthigen Anordnungen, leitete selbst die Schläuche der Feuerspritzen mit seiner Hand, wenn gleich links und rechts um ihn Granaten oder Bomben einschlugen, und half die Schiffe, die sich zur Unterstützung der Stadt näherten, vom offenen Meer in den Hafen führen, indem er selbst ihnen entgegeneilte. Der andere, und berühmter noch als jener, war Schill, dessen Heldenarm die Wälle vertheidigte. Zwar am 15. April hatte er sich, überdrüssig der Streitigkeiten mit Loucadou, nebst einem Theil seiner Leute nach Stralsund begeben, aber schon am 9. May, nachdem

Gneisenau den Oberbefehl in Kolberg übernommen hatte, war er wieder dahin zurückgekehrt. Furchtbar fühlten die Feinde seine Gegenwart. Fast täglich wurden Ausfälle gemacht, blutige Gefechte geliefert, und Schanzen erstürmt. Schill stand jedesmal an der Spitze der Kämpfenden, und wo sein Heldenschwert hindrang, verbreitete sich Tod und Schrecken. So hielt sich Kolberg gegen einen dreyfach stärkeren Feind von 18000 Mann, bis der Friede von Tilsit dem Blutvergießen ein Ziel setzte. Die einzige preussische Festung, die außer Graudenz der Macht Napoleons siegreichen Wiederstand leistete.

Bey solchen Thaten, dergleichen Schill vollbrachte, — wer möchte sich wundern, daß dem Helden zu Ehren auch manches Mährchen ersonnen ward, oder durch Veranlassung eines unbedeutenden Umstandes sich allmählig im Munde des Volkes ausbildete? Dahin möchte zum Beyspiel die durch Schriften verbreitete Sage zu rechnen seyn, Schill sey manchmal bis in das Mecklenburgische gekommen, habe als Bauer verkleidet einen Pächter daselbst besucht, und bey ihm Nachrichten über den Feind eingezogen. Die Franzosen, hiervon in Kenntniß gesetzt, hätten ihm nun auf dem Maierhofe aufgelauert, aber durch eine Magd, die unter dem Vorwande der Zahnschmerzen sich entfernte, sey dem nahenden Helden die drohende Gefahr verrathen worden. Dann

sey er in der Nacht ebendaselbst heimlich mit Mannschaft erschienen, mit Tagesanbruch in der Tracht eines Offiziers in das Zimmer getreten, und hier von zwey französischen Offizieren angehalten worden, worauf er Degen und Schärpe abgelegt, und sich gestellt habe, als ob er sich ihnen ergeben wollte. „Weil alles verloren ist," habe er gerufen, „so möge auch dieses dahin seyn!" Dieses ausrufend habe er mit einem Pistol zum Fenster hinausgeschoßen, schnell aber, mit einem zweyten in der Hand, sich drohend an die Thüre gegen die Franzosen gestellt. Jetzt seyen drey Preussen in Bauerntracht aus einem anderen Zimmer hervorgetreten, und hätten die Offiziere gefangen genommen, worauf auch die übrigen Franzosen nach einem kurzen Gefecht sich ergeben hätten.

Kaum bedarf es einer Erinnerung, daß ein Mann wie Schill unter solchen Umständen schwerlich Lust haben konnte, so tollkühn Freyheit und Leben aufs Spiel zu setzen, und so abentheuerliche Streiche auszuführen. Aber nicht minder trägt eine andere Geschichte, wiewohl sie durch viele öffentliche Blätter verbreitet ist, die Spuren der Unwahrheit an sich. Schill habe einmal vier Pferde des französischen Kaisers erbeutet, und sey deswegen von diesem schriftlich ersucht worden, die Thiere gegen 4000 Reichsthaler wieder zurückzugeben. Da aber Napoleon's Brief mit der Aufschrift: An den Räuberhaupt-

mann Schill! „bezeichnet gewesen sey, so habe ihm der Held folgende Antwort geschrieben: — „Mein „Herr Bruder, daß ich Ihnen vier Pferde genom„men habe, freut mich um so mehr, da ich aus „Ihrem Schreiben ersehe, daß Sie einen großen „Werth auf dieselben setzen. Jedoch kann ich sie „Ihnen nicht für die mir angebotenen tausend Tha„ler für jedes Pferd zurückgeben, da es mich nicht „nach Ihrem Gelde gelüstet, denn ich habe dessen „so viel, als ich bedarf; überdieß begehr' ich keines „Fremden Eigenthum. Wollen Sie indeß gegen diese „jene vier vor dem Brandenburger Thor in Berlin „geraubten Pferde wieder an ihre Stelle setzen, so „stehen Ihnen die vier Pferde, welche ich Ihnen ge„nommen habe, ohne weitere Bezahlung wieder zu „Diensten!"

Schon das muß uns bey dieser Erzählung auffallend erscheinen, daß Kaiser Napoleon bey seinem Stolz wegen vier verlorener Pferde an Schill geschrieben haben soll, zumal da er so leicht durch einen seiner Generäle in Pommern mit ihm hätte unterhandeln können. Aber auch angenommen, daß ihn die Liebe zu seinen Pferden zu diesem Schritt hingerissen hätte, welcher Nachdenkende vermag es zu glauben, daß ein Mann von so großen Geistesgaben wie Napoleon, seine Sache so thöricht angriff, zuerst den tapferen Helden, der rechtmässig für sein Vaterland kämpfte, auf niedrige Art als einen Räu-

berhauptmann anredete, und sodann, ohne die beleidigende Antwort vorauszusehen, um die Rückerstattung seiner Pferde bat? —

Mit dergleichen Erdichtungen Schill's Heldengröße auszuschmücken geziemt der Geschichte nicht; denn rein und treu das Bild eines Menschen der Nachwelt zu überliefern ist ihr großer und heiliger Beruf. Ohnedies bedarf der Ruhm des Mannes, für welchen die That selbst redet, das Zeugniß der Lüge nicht. Was nur ein Held unter seinen Umständen hätte vollbringen können, hat er vollbracht, und noch mehr würde er gethan haben, da bereits der Plan entworfen war, vereinigt mit Blücher und in Verbindung mit den Schweden einen Feldzug in Schwedisch-Pommern zu eröffnen, wenn nicht der Friede zu Tilsit erfolgt wäre.

So groß aber Schills Verdienst war, so ehrenvoll wurde es auch anerkannt. König und Vaterland wetteiferten, ihm ihre Gunst zu bezeugen. Schon im Februar war er zum Rittmeister ernannt worden, und im May stieg er zum Major empor. Dann wurde er als erster Befehlshaber seines Husarenregiments bestätigt, und seiner Heldenschaar erlaubt, seinen Namen auch für die Zukunft zu führen. Aber was war jener Ehre gleich, mit welcher er in Berlin, als diese Hauptstadt ihm und seiner Heldenschaar zum Aufenthaltsort angewiesen war,

im folgenden Jahre seinen Einzug hielt? Dieses geschah den 10. December 1808, nachdem General St. Hilaire acht Tage vorher dem Prinzen Ferdinand die Schlüssel der Stadt überreicht hatte. Groß war die Freude der Bürger schon an dem Tage, als die Franzosen Berlin verliessen, aber zuerst lebte sie still in den Herzen, und tief verschlossen aus Vorsicht wegen der Nähe des Feindes. Als aber Schill an der Spitze seiner Husaren und berittenen Jäger nebst einem leichten Battaillon zu Fuß vor den Thoren Berlins erschien, vermochte keiner die Stimme des lauten Jubels in sich zu unterdrücken. Alles drängte sich herzu, den Mann zu sehen und zu begrüßen, der in den gefährlichsten Augenblicken seinem Vaterlande sich getreu bewiesen, und durch seine Heldenthaten vor allen die Ehre des preussischen Namens gerettet hatte. Sie überreichten ihm einen Lorbeerkranz, der ihm und ihnen Ehre machte, weil er nicht die Frucht der Schmeicheley war. Von beyden Seiten der Straße, durch die er ritt, wurden ihm von tausend Zungen ein: „Lebehoch!" zugerufen. Tief gerührt ritt der Held durch die jauchzende Menge, und vermochte keine Antwort des Dankes auszusprechen, als mit den Freudenthränen, die seinen Augen entströmten. Unter solchem Frohlocken, wie er, mag einst Camillus unter den Römern eingezogen seyn, als er die Gallier geschlagen hatte, oder Scipio, nachdem er von den Feldern von Zama zurückgekehrt war.

Mit jedem Tage seines Aufenthalts in Berlin erhielt Schill neue Beweise der Liebe und Achtung. Mochte auch hie und da der giftige Neid niedriger Menschen sich regen, der Held von Kolberg, dessen Größe in der Hülle der Bescheidenheit und Leutseligkeit so liebenswürdig erschien, war bald der Liebling des Volkes geworden. Alles strebte nach seiner Freundschaft, ohne Unterschied des Geschlechts und Standes; selbst auswärtige Gesandte suchten seinen Umgang. Aber des Helden zürnende Brust war nicht versöhnt; in seinem Innern regte sich ein stilles mächtiges Feuer, — die Sehnsucht nach dem Tage der Rache. Tief war im letzten Krieg das preussische Volk gedemüthigt worden; sein Kriegsruhm, sein Staatsgewicht und sein Wohlstand war dahin. Noch sollten drückende Kriegssteuern bezahlt werden, und die von Napoleon aufgedrungene Handelssperre verschloß ihm die Aussicht auf die baldige Wiederkehr einer bessern Zeit. In dieser Noth fanden sich gleich gesinnte Herzen, und es entstand der Tugendverein, ein heiliger Bund, die teutsche Bürgertugend wieder herzustellen, den Vaterlandssinn zu erhöhen, die Eintracht unter das Volk zurückzuführen, und, welche Absicht dunkler angedeutet war, auf den Tag, wo sich die Gelegenheit darböte, Teutschlands Selbstständigkeit und Freyheit wieder zu erringen, im stillen sich vorzubereiten. Auch Schill war in diesen Bund getreten, und stand mit Braunschweig und andern teutschen Männern in Verbindung,

die mit der gegenwärtigen Lage der Dinge unzufrieden waren.

Unter diesen Umständen stand Oestreich im Frühjahr 1809 noch einmal auf, um gegen den Beherrscher des festen Landes sein Heil in den Waffen zu suchen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo man glaubte, alles wagen zu müssen, ehe die Eroberung Spaniens und Portugals gänzlich vollendet wäre. Erzherzog Karl führte den 9. April seine Armee über den Inn, Johann den 14. über den Tagliamento und am 15ten rückte Ferdinand in das Herzogthum Warschau ein. Schon war unter Andreas Hofer der Aufstand im Tyrol ausgebrochen. Auch Dörenberg, Oberst der westphälischen Jägergarde, mit welchem Schill in Verbindung stand, stellte sich an die Spitze der unruhigen Bauern in Hessen.

Jetzt entschloß sich auch Schill, sein Schwert wieder für die Sache Teutschlands zu ziehen. Er that einen Schritt, der nach den Aussprüchen der gewöhnlichen Staats- und Völkerrechte verwerflich erscheint, und gefährlich wäre, im allgemeinen als sittliches Beyspiel aufgestellt zu werden, der aber, von dem Standpunkt einer höheren Weltansicht betrachtet, unter denjenigen Umständen, in welchen sich Schill befand, ihm nicht nur zu verzeihen, sondern auch als der höchste Beweis seiner Liebe zum teutschen Volk und seiner Treue bis in den Tod anzusehen ist. Er glaubte

in seinem Herzen den Ruf eines höheren Willens zu vernehmen, und wollte dem Grundsatze Huttens getreu, daß, wenn Gott helfe, es durch Menschen geschehe, seine empfangene Kraft für Teutschlands Rettung anwenden.

Schon längst hatte er die Herzen seiner Soldaten gewonnen, für Teutschlands Sache sie begeistert, und ihre Anhänglichkeit noch im letzten Monat durch kleine Feste erhöht, die er zu ihrem Vergnügen anstellte. Auch hatte er heimlich Waffen gekauft für diejenigen, die sich bald an ihn anschliessen würden. Nun kündigte er den 28. April 1809 nach Beendigung der gewöhnlichen Kriegsübungen, die er vor den Thoren Berlins und zwar jedesmal mit dem vollen Gepäck des Regiments zu halten pflegte, seinen Husaren und einigen berittenen Jägern an, er habe Befehl über die Grenze zu rücken, und zog mit ihnen, ohngefähr 600 Mann stark, über Potsdam. Nahe der Grenze aber eröffnete er ihnen seinen Plan, und fragte sie, ob sie ihm folgen wollten. Alle einmüthig erwiederten, sie seyen bereit, mit ihm jedes Schicksal zu theilen. So gieng der Zug vorwärts, und überschritt muthig die Grenze. Bald darauf schlossen sich noch 300 Fußgänger an ihn an, welche von Lieutenant Quistorp geführt aus Berlin entwichen, indeß die übrigen des Battaillons durch General Tauenzien zurückgehalten wurden. Mit diesen Kriegsgefährten begann Schill sein kühnes Vorhaben. Die Segenswünsche

und Hoffnungen der eifrigsten Vaterlandsfreunde begleiteten ihn; aber es war der Weg des Todes, den er jetzt betreten hatte.

Schill war durch die wichtigsten Gründe geleitet worden, nicht länger zu zaudern mit der Ausführung seines kühnen Entschlußes. Wäre es auch nicht im Plane der Verbündeten gelegen, gerade um diese Zeit loszubrechen, so hätte er ohnedies nicht länger mehr säumen dürfen. Schon hatte der westphälische Gesandte zu Königsberg dem preussischen Regenten von Schills verdächtigem Benehmen Nachricht ertheilt, und es war nahe daran, ihn zur Untersuchung zu ziehen. Auch soll er von einer wichtigen Hand schriftlich ermahnt worden seyn, so bald es möglich sein Vorhaben zu beschleunigen. So wie er aber schnell die Grenze überschritten hatte, ebenso rasch zog er weiter und stand schon am 1. May vor den Thoren der Festung Wittenberg, wo damals die Hauptkassen des Königs von Sachsen nebst einem großen Vorrathe von Artillerie sich befanden. Diesen wichtigen Punkt, der nur mit einer geringen Besatzung versehen war unversehens zu erobern, und von hier aus die weitere Entwickelung seiner Entwürfe zu bewirken, lag besonders in seinem Plan. Aber schon hatte der Befehlshaber der Festung, welchem Schill's Ankunft verrathen war, die nöthigen Maaßregeln getroffen nud sein erster Anschlag wurde vereitelt.

Getäuscht in seiner ersten Hoffnung aber voll Muthes zog er an den Mauern von Wittenberg vorüber, und setzte, was ihm die schwache Besatzung nicht wehren konnte, über die Brücke auf das linke Ufer der Elbe. Durch die Noth gedrungen, sich Geld für die Erhaltung seiner Schaar zu verschaffen, forderte er Kriegssteuern in den Ländern der mit Napoleon verbündeten Fürsten. In Köthen ließ er das Schloß plündern, und die fürstlichen Pferde wegnehmen, weil der entflohene Fürst ihn einen Räuber gescholten hatte. Von da rückte er in das Magdeburgische, ließ Halle und andere Orte besetzen, richtete statt der westphälischen Wappen preussische Adler auf, und ermahnte durch einen öffentlichen Aufruf, sich an ihn anzuschliessen. Eine Abtheilung Franzosen und Westphalen, aus Magdeburg abgesandt, traf ihn am 5. May bey Dodendorf, und es entstand ein blutiges Treffen. Schill erfocht durch die Tapferkeit seiner Reuterey einen glänzenden Sieg über die weit überlegene Zahl und nahm 200 Feinde gefangen.

In diesem Treffen geschah es, daß sich ein Jüngling, der noch nicht völlig das sechszehnte Jahr erreicht hatte, durch einen Heldenmuth auszeichnete, der selbst dem bewährtesten Krieger Ehre gemacht hätte. Kurz vorher war er erst zu Schill gekommen, und hatte es nur durch viele Bitten dahin gebracht, daß er ohngeachtet seines sehr jugendlichen Alters unter die Schaar aufgenommen wurde. Aber der Jüngling

war in dem Treffen bey Dodendorf stets der Vordersten einer. Unter dem begeisternden Ruf: „Hoch lebe Schill!" drang er gleich den Tapfersten unter den Feind, hieb, was sich ihm entgegenstellte, vor sich nieder, und verbreitete Schrecken und Flucht. Dann mit dem Degen in der Hand, der wie sein Kleid noch mit Blut bespritzt war, ritt er nach Beendigung des Gefechts zu Schill, und warf einen stolzen Blick auf ihn, als ob er ihn fragen wollte, ob er wohl würdig sey, an seiner Seite zu kämpfen. „Du hast als Held gefochten," sprach Schill zu ihm: „ich ernenne dich zum Herzog von Dodendorf!" Eine Antwort, mit der er den Jüngling zu beehren, und seine Geringschätzung gegen Napoleons neue Herzoge an den Tag zu legen suchte.

Seit diesem Tage aber trübte sich der Glücksstern des Helden. Je mehr es sich täglich bestätigte, daß die Oestreicher in Bayern bey Abensberg, Eckmühl, Landshut und Regensburg geschlagen seyen, und sich in vollem Rückzug befänden, um so bedenklicher wurden die Teutschen sich an ihn anzuschließen, und es gelang ihm nicht, einen Aufstand zu erregen. Auch war Dörenbergs Schaar den 23. April, am nämlichen Tage, als die Franzosen Regensburg eroberten, ohnweit Kassel zerstreut worden, und er selbst hatte nur durch die Flucht sein Leben retten können. Teutschlands frohe Aussichten waren schnell wie ein Traum verschwunden. Schill stand zwar noch unbesiegt,

aber von seinen Verbündeten verlassen, und vom westphälischen König wurden 10000 Franken auf seinen Kopf gesetzt, indem er für einen Räuber und Uebertreter des Völkerrechts erklärt ward. Zweyerley blieb ihm jetzt noch übrig: entweder sich nach Böhmen durchzuschlagen, da der größte Theil der Sachsen an die Donau gezogen war; oder sich gegen die Meeresküste zu wenden, dort einen festen Platz zu gewinnen, sich so lange als möglich zu halten, und, wenn er nicht mit Englands Hülfe, auf die er allem Anschein nach zählte, ehrenvoll vom Kampfplatz abtreten könnte, vor den Augen der Welt den Heldentod zu sterben. Ungewiß, was er von Oestreich, das damals von Napoleon so hart gedrängt war, im Fall er nach Böhmen zöge, erwarten könnte, und ob er hoffen dürfte, in den Frieden mit eingeschlossen zu werden, — und zudem viel zu hoch gesinnt, als daß er je auf schimpfliche Art seine Schaar verlassen oder ohne sie eine schmähliche Flucht ergriffen hätte, entschloß er sich, an die Küste des Meers zu ziehen. Vorerst aber sandte er noch seine Leute nach Halberstadt, Goslar, Helmstädt und in andere niedersächsische Städte. Durch diese Streifzüge die keineswegs zwecklos waren, suchte er Gelegenheit, Nachrichten über die Maasregeln seiner Feinde einzuziehen, seinen eigenen Anhang zu vergrößern, und den Soldaten durch die westphälischen Kassen, die sie überall wegnahmen, ihren Sold zu verschaffen.

Am 7. May befand er noch selbst sich zu Halberstadt. Bald darauf aber brach er auf, und zog durch die alte Mark an der Elbe hinunter bis Schnackenburg, wo er wieder auf das rechte Ufer des Stroms setzte. Am 15 eroberte er die kleine Festung Dömitz im Mecklenburgischen, und besetzte sie mit einigen hundert Mann. Von da schickte er Streifpartheyen bis in die Gegend von Lauenburg und Lübeck, und trieb Geld, Lebensmittel und Waffen ein. Den 21ten befand sich in Wismar. Den 24ten durchbrach er den Paß bey Damgarten, und nahm 500 Mecklenburger gefangen, die ihm den Weg versperren sollten. Den 25ten endlich erschien er vor den Thoren Stralsunds, und eroberte diese Stadt, welche noch von den Franzosen besetzt war, und mit einigen Kanonen vertheidigt wurde. Hier am Ufer der Ostsee war der Ort, wo er den letzten Kampf bestehen wollte. Sogleich wurde die Befestigung begonnen. Bürger und Bauern aus der umliegenden Gegend wurden zur Arbeit getrieben, die zerstörten Werke rasch und so gut als möglich wieder hergestellt, die zugeworfenen Gräben neu eröffnet, die Straßen mit Quergräben durchschnitten, an den nöthigen Orten Pallisaden und Zugbrücken angebracht, und 27 Kanonen aufgeführt, um die Zugänge zu decken. Noch einmal fragte er seine Leute, ob sie den Muth hätten, bey ihm zu bleiben, und sie wiederholten ihr Versprechen, ihn nicht zu verlassen. „Nun gut!" sprach er, „so wollen wir ein „zweytes Saragossa schaffen!"

Unterdessen hatte sich auch der Feind schnell von allen Seiten gesammelt. D'Albignac war mit einigen tausend Franzosen und Westphalen von Magdeburg aufgebrochen, und schon den 15. May zu Stendal an der Elbe eingetroffen. Von hier hatte er über den Strom gesetzt, und am 24ten Dömitz wieder mit Sturm eingenommen, indeß der größte Theil der Besatzung durch die Flucht entkam. Mit ihm hatte sich Gratien vereinigt, der über Lüneburg mit einer Abtheilung holländischer Truppen angerückt war. Zu diesen beyden stieß Ewald, welcher 1500 Dänen aus Hollstein herzuführte, so daß das vereinigte Heer ohngefähr 10000 Mann betrug. Schills Mannschaft dagegen wird zwar von einigen auf 5 bis 6000 Mann angegeben; aber nach dem Bericht eines Augenzeugen hatte er zu Stralsund, (selbst die rügische Landwehr miteingerechnet, welche einige hundert Mann stark zu ihm übergegangen war,) nicht mehr als 1700 ordentlich gerüstete Soldaten, wovon 630 zu Pferde waren, unter seinen Befehlen. Diese Angabe wird man um so wahrscheinlicher finden, wenn man bedenkt, wie wenig die andere zu der kurzen Zeit, die ihm zur Vergrößerung seines Heers vergönnt war, im Verhältnisse steht, zumal, da er auch eine Anzahl seiner Leute in Dömitz zurückgelassen hatte.

Am 31. May stand der Feind vor Stralsund, und noch am nämlichen Tage wurde der Angriff unternommen,

ternommen, indem man die Stadt zu erstürmen suchte. Ein fürchterliches Feuer mit Kartätschen und Flintenkugeln begrüßte die Stürmenden; aber die Ueberzahl errang den Sieg. Ein holländisches Regiment war das erste, welches durch ein Thor in die Stadt drang, während ein anderes die äußeren Schanzen erstieg. Nun begann ein zweystündiger Kampf der Verzweiflung, indem sie Mann für Mann in den Gaßen fochten. Schill konnte sein Heil auf der Flucht suchen; aber er wollte lieber wie Leonidas sterben, sein Leben theuer verkaufen, und seinem Volke ein hohes Beyspiel des Heldentodes geben. Er kämpfte daher, so lange sein Heldenarm sich regen konnte. Der letzte, der unter seinem Schwerdt fiel, soll der holländische General Carteret gewesen seyn welcher an diesem Tage sein Leben verlor. „Hundsfott!" rief Schill wie man erzählt, „bestell mir Quartier!" In diesem Augenblick wurde er von zwey dänischen Husaren angegriffen, und schlug sich mit diesen, wiewohl er verwundet war, so lange, bis er todt vom Pferde herabsank.

Mit seinem Tode endigte sich der Kampf, nachdem mehrere hundert Menschen von beyden Seiten umgekommen waren. Ohngefähr 900 von Schills Truppen entflohen, wie der erwähnte Augenzeuge berichtet, theils auf die benachbarten Inseln Rügen und Usedom, theils an andere Orte. Mehrere Offiziere, welche gefangen worden waren, wurden von den Fran-

zosen erschossen. Andere, welche zu den Preussen geflohen waren, wurden auf Befehl der Regierung aus Furcht vor Napoleon, zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt.

Dies ist das Bild unseres Helden, nach seinen Hauptzügen entworfen. Sowie es der Geschichte geziemt, nur das Bedeutende hervorzuheben, und das Unwichtige der Vergessenheit zu überlassen, so wurden auch hier aus seinem Leben nur diejenigen Züge hervorgehoben, die uns einen würdigen Begriff seiner Heldengröße geben können. Schill, als Parthengänger betrachtet, verdient der erste von allen zu heissen, die in unserem blutigen Zeitalter erschienen. Allen, die nach ihm kamen, war er Vorbild. Wenn der tapfere Helwig, der ritterliche Colomb, und der heldenkühne Lützow gegen einen weit überlegenen Feind mehr als einmal Thaten verrichteten, werth der Unsterblichkeit; — welches Bild schwebte ihnen an den Tagen des kühnen Kampfes vor, als das Bild des Retters von Kolberg und des Siegers von Dodendorf? Daher kann man mit Recht sagen: Sie haben Schills Leib getödtet, aber seine Thaten lebten auf der Erde fort, und sein Geist stand in den Helden seines Volkes wieder auf!

Fr. Sonntag.

XXV.

Gedichte.

1.

Die Wahrheit.

Der Wahrheit will ich leben,
So lang die Welt mich trägt,
Und ihr mein Herz ergeben,
Das freudig für sie schlägt!
Wenn sie uns sterben würde,
Was wär' das Leben werth,
Sie, die als Kron' und Zierde
Den freyen Menschen ehrt? —

Sie stand in höh'ren Landen,
Eh' Gott die Welt erschuf;
Und als die Welt entstanden
Auf seiner Allmacht Ruf,

Kam sie vom lichten Throne
In's nachtumhüllte Land,
Am Haupt die Sternenkrone,
Die Fackel in der Hand.

Sie ist es die noch heute
Hoch ihre Fackel hebt,
Und mächtig freyer Leute
Erhab'ne Brust durchbebt;
In Sturm und Ungewittern
Wankt nicht ihr festes Reich; —
„Was wollt ihr ängstlich zittern?"
Ruft sie, „ich bin mit euch!"

Zwar sieht sie oft mit Schmerzen
Vor sich die Lügenbrut,
Und weint nicht; — doch im Herzen
Ergrimmt ihr hoher Muth; —
Vom Ewigen und Einen
Stammt sie aus höh'rem Licht,
Sonst würde sie oft weinen;
Doch Götter weinen nicht.

Als für der Freyheit Sache
Lucretia erbleicht,
Wer hat den Dolch der Rache
Dem Römer dargereicht? —

Und wüßten, wie du's meinest
So treulich und so gut,
Wenn donnernd du erscheinest
Der niedern Lügenbrut!

Ja! Himmelstochter, steige
Als Königinn empor,
Und freudig zu dir neige
Sich aller Völker Ohr!
Die Menschheit zu beschützen,
Reich' deine Hand uns dar!
Mit deiner Rache Blitzen
Blick' auf der Frevler Schaar!

Doch würdest du auf Erden
Von Menschen gleich verkannt;
Verfolgt zwar kannst du werden,
Doch nimmermehr verbannt;
So lang noch Sänger leben,
Der Gottheit sich bewußt,
Wird's Raum und Wohnung geben
Für dich in ihrer Brust.

Fr. Sonntag.

11.

Der teutsche Mann.

Sagt wo ist der teutsche Mann,
Der die Teutschheit retten kann.

Wer, die Brust von Leidenschaft,
Nicht von Heldengeist durchlodert,
Des Besiegers Löwenkraft
Prahlend auf den Kampfplatz fodert —
Sagt, ist der der teutsche Mann,
Der die Teutschheit retten kann?

Wer des teutschen Sinnes Frucht
In den rohen Lebensweisen
Finstrer Eichenwälder sucht.
Mag den Hottentotten preisen:
Daß er sey der teutsche Mann,
Der die Teutschheit retten kann!

Wem beym Blick nach Söldnergold
Teutscher Sinn und Muth, erkaltet,
Teutschheit von den Lippen rollt,
Aber nicht im Busen waltet,
Ach! der ist kein teuscher Mann
Der die Teutschheit retten kann.

Wer an teutschem Fürstenthron
Feig, mit Schmeichellügen wedelt
Ist nicht Herrmanns ächter Sohn
Der den alten Stamm veredelt! —
Wo denn ist der teutsche Mann,
Der die Teutschheit retten kann?

Wer in der verschwiegnen Brust
Teutscher Jugend Thatkraft säuget,
Und sich, teutschen Werths bewußt,
Nicht vor Götzenbildern beuget,
Der ist, traun ein teutscher Mann
Der die Teutschheit retten kann!

Wer der Teutschheit hohen Werth,
In der Männer ernster Tugend,
In der Weiber Treu verehrt
Und in Zucht und Scham der Jugend,
Traun! der ist ein teutscher Mann
Der die Teutschheit retten kann!

Der der Freyheit hehren Geist
Um kein Gold der Welt verhandelt,
Dem ihn auch kein Joch entreißt,
Unter dem er aufrecht wandelt,
Der ist auch ein teutscher Mann,
Der die Teutschheit retten kann!

Dem kein Unstern seiner Zeit
Teutscher Treue Sehnsucht dämpfet,
Wenn mit fester Männlichkeit
Er für Recht und Wahrheit kämpfet, —
Reicht die Hand dem teutschen Mann,
Der die Teutschheit retten kann!

J. H. v. Wessenberg.

III.

Sultan Tippoo.

(Nach dem Englischen.)

Aufstand in der Gesundheit Fülle Tippoo
Froh seiner Macht, Halb-Ostens großer Sultan,
Frisch wie die Morgensonn, (ach geht sie unter,
So muß er sterben) seine Haltung edel,
Wie's einem König ziemt. Hoch schlug sein Herz
Vor eitelm Stolz. Aus seinem Antlitz sprach,
Ingrimmig lächelnd, Hoffnung des Triumphs.

Die Krieger hoben sich aus Fieberträumen
Von Irrsal oder Sieg. Die Schlachtdrommete
Scholl durch die weite Stadt, und tausend schaarte
Gehorsam auf der furchtbar'n Töne Ruf;
Soldat und Feldherr, Sklaven all', und er
Schritt hehr indeß die Prunkschloß-Hallen durch,
Und überblitzte, scharfen Augs die Menge.

Ein Wink nur seines Arms gebot der Unzahl
Stillschweigen, Ehrfurcht, Unterwürfigkeit.
Sein Feuerblick, sein Roth weissagt ein Blutbad;
Verwünschung, Rach' entströmte seiner Zunge!
Gold, Ehren und Unsterblichkeit versprach
Den Braven er, und rief: „Doch Memmen Wehe!"
Voll Majestät, ein König stund er da,
Stund, halb umzirkt von Asiens Reiterey,
Ganz wie ein Gott der Hindus, oder — Satan,
Als er in seiner flammenden Behausung
Aufspornte die gefallnen Cherubim
Und zu den Waffen rief die ganze Hölle.

Versengend traf die Sonne. Von der Schlacht
Laßt mich nur sagen: dumpfes Kriegsgetöse
Begann und wuchs zum Lärmen; Roßgewieher,
Hallt aus der Ferne — Hörner klangen — Ruf
Der Feldherr'n zwischen durch aus heischern Kehlen. —
Hernahend jetzt ein fester gleicher Schritt,
Der Hengste Trampeln, und der Räder Kreischen
Mit furchtbarem Geschütz, — ha! Donnerballe,
Als müßten sie dich, leeres Element!
Erst füllen, rollten rasch und rascher fort.
Wie tapfer, ja wie kühn gebarte sich
Der schwarze Sultan diesen Tag — er focht,
Gemeinen Sklaven gleich; fürs eig'ne Leben
Wahr sorglos, stachelt er die Krieger an.
Gluthballe fuhren tief in seine Brust
Jedoch er stand — ein Heros königlich.

Mit seinem Blut erwarb er diesen Tag
Den Königs-Namen und des Feindes Ehrfurcht.

Ihn trugen, als die Nacht begann, und er
Sich sterbend fühlte, seine Kampfgenoßen
Und weinten; denn ihr alter Feldherr war's;
Er hatte (wenn auch ein Despot) der Schlacht
Sie zugeführt. Treu seinem Wunsche, hoben
Sie klagend ihn auf seiner Väter Thron.
Da saß er, wie ein schwarzes Marmorbild
Das Auge regungslos gespannt vor Schmerz,
Starr, gläsern, wie im Tod — die bleichen Lippen,
Zerpreßt, verriethen innern letzten Kampf;
Doch schien's, er wollte sterben auch als König.
Ein Feind versuchte beutegierig ihm
Das Königsdiadem herabzureissen.
Er wandte sich entrüstet, sprang empor —
Zorn färbte seine Wangen roth — und floh.
Er griff zum Schwerdt, und schwangs zum letzten Mal,
In öde Luft. Dem schwachen Arm entfiels;
Nun stand er wehrlos. — Ach! Ein Blitz und schnell
Durchfährt ein Todesball des Königs Hirn,
Ein Grabesherold Tippoo stürzt und Alles
Was noch vom stolzen asiatischen König
Dem Schreckbild Indiens, dem kühnen Donnrer
Durch lange Wüsten, blieb, ist nur — ein Name!

Ihn sah der Morgen noch in seiner Kraft,
Der Abend zornvoll blutend, doch als König,
Die Nacht als todten Erdenklos. O nehmet
Zu Herzen dies, Tyrannen auf dem Throne!
Und wandelt Euch zu Menschen weislich um!

Haug.

IV.

Der gute Fürst.

Das Edelste, so weit ein Lüftchen wehet
Dünkt mich ein Fürst zu seyn,
Wenn er die göttlich-große Kunst verstehet,
Die Völker zu erfreu'n;

Wenn er es innig fühlt, und mit Entzücken,
Daß ihn zu dem Beruf,
Um Millionen Menschen zu beglücken,
Der Weltbeherrscher schuf.

Dann will er, daß Gerechtigkeit nur wohne
In seinem ganzen Land,
Und haßt die Schmeicheley, die gern am Throne
Buhlt um ein Ordensband.

Ihm gilt nur das Verdienst in jedem Stande,
Und nicht das Wörtlein: von;
Ein braver Bauer in dem Zwill'chgewande
Gilt ihm, was ein Baron.

Zwar macht ihm sein Beruf auch manchen Kummer,
Er sieht oft manche Noth;
Selbst der Gedanke stört ihn oft im Schlummer,
Ob einer seufz' nach Brod.

Doch — welch ein Trost! ihn lieben alle Stände,
Und segnen seinen Lauf,
Und jeder Gute hebt für ihn die Hände
Zum Himmel betend auf.

Bebt ein Despot vor Revolutionen,
Mit bleichem Angesicht;
Der gute Fürst kann froh und sorglos thronen,
Sein Volk verläßt ihn nicht.

Noch an dem Grab bringt man ihm tausend Zähren,
Ein heilig Opfer, dar,
Die mehr als eitle Glockentöne lehren,
Was er dem Volke war.

Und ruhen dann die heiligen Gebeine
Von Sorg' und Arbeit müd;
So tönt noch spät an seinem Leichensteine
Ein edles freyes Lied:

„Seyd gut wie er," -- so tönt's, -- „ihr Fürstensöhne!
„Seyd seines Ruhmes werth!
„Die Mitwelt buhlt; — der Nachwelt Feyertöne
„Sind, was den Fürsten ehrt!"

Fr. Sonntag.

V.

Im Freyheitskriege 1814.

Wohl fährt der Sturm mit wildem Graus
Durch unser reines Gotteshaus,
Und schnöd entweih'n den Hochaltar
Tyrannenmacht, und Sklavenschaar.

Doch deckt die Kuppel auch der Flor —
Noch prangt die Säule ragend vor,
Beugt mancher sich dem Götzenbild,
Uns hat der wahre Gott erfüllt.

Er hauchte Kraft in unser Herz,
Die bändigt auch den Todesschmerz;
Er gab uns seinen starken Sinn,
Der treibt zum großen Ziel uns hin.

Das Ziel entschwand dem Auge nicht,
Umsonst frohlockt der Bösewicht,
Des teutschen Arm ist nicht erschlaft,
Wohl fühlt einst Mancher seine Kraft.

Wenn auch der Sturm die Eiche brach,
Ein junger Stamm blüht herrlich nach,
Er blüht heran dem Vaterland,
Das er im Joche weinend fand.

O weine nicht mein teutsches Land!
Die Waffe bleibt nicht an der Wand;
Wir schleifen nur den blanken Stahl,
Und harren dem ersehnten Strahl,

Ihr Drohen hat uns nicht erschreckt,
Hat nur die höhre Kraft geweckt;
Die Eiche braust wie Geister weh'n,
Die Siegfrieds werden aufersteh'n,

Sie stehen auf, die Drachen flieh'n,
Die Truggespenster bleichen hin,
Es klirrt das Schwert, die Lanze saust
Das Banner fliegt, der Nord erbraust.

Die Feuersäulen lodern auf,
Es naht der Feind — drauf! Brüder, drauf!
Der Ostertag ist heiß erwacht
Aus blutighelter Mitternacht.

Es zieht der Hermann uns voran
Es bricht uns Arnold eine Bahn
Und Heinrich, Otto, Siking, Tell
Sie glänzen uns als Sterne hell.

Seht Ihr ihr Lächeln furchtbar mild?
Seht ihr der Freyheit stolzes Bild?
Sie donnert laut und ruft uns: durch!
Der Herr ist eine feste Burg!

E. Münch.

VI.

Der ferne Krieger an Louise.

Wenn Kriegsdrommetenruf ertönt,
Wenn Roßgestampfe ringsum drönt,
Wie sich nach mir dein Herzchen sehnt,
Louise!

Allnächtlich, wenn von Sorg' erblaßt,
Du laut für mich gebetet hast,
Denkst du: „Wo hält mein Lieber Rast?"
Louise!

Erklingts um dich im Jubelton:
Besiegt ist der Tyrann, entflohn.
So denke: was trug Wilm davon?
Louise!

Noch dein gedenkend, röchelt er
Vielleicht von Todeswunden schwer,
Und Brüder fallen um ihn her.
Louise!

Mir ist ich sehe dich erbleicht
Lang stumm vor Qual, die Augen feucht,
Wenn dich die Schreckenskund erreicht!
Louise!

Dann sprich: „Europa zu befrey'n
Von Kronenraub und Tyranney'n,
„Kämpft' er und fiel und dachte mein."
Louise!

Haug.

VII.

Am Dankfest für den Frieden.

Der du väterlich uns allen
Bruderlieb' ins Herz geprägt,
Sieh' vor dir uns niederfallen,
Inniglich zu Dank bewegt!
Denn ein Engel, von den Höhen
Deines Lichts herabgesandt,
Kam, von harten Kriegeswehen
Zu erlösen Volk und Land.

Vater! nicht nach unsern Sünden
Wogest du die Straf' uns zu.
Nur um Reue zu entzünden,
Und zu bessern, schlugest du!
Schonend willst du jetzt uns lehren,
Daß dein Geist die Liebe ist,
Welche nicht nur – die dich ehren
Auch die Frevler mild umschließt.

Eintracht pflanze nun der Friede,
Wo die Helden sich bekriegt!

Bey des Frohsinns heiterm Liede
Blüh' empor, was öde liegt!
Friede kommt in jede Seele,
Durch der Leiden Sturm erkrankt!
Friede, Gottes Friede stähle
Die im Kampf der Tugend wankt!

Eine Thrän' im Auge, falle
An des Feindes Brust der Feind!
Eine Seele seyen Alle
Liebender! in Dir vereint!
Unsern Erdpfad schon erhelle
Deines Friedens Morgenroth,
Den kein Wölkchen, keine Welle
Kein Gewittersturm bedroht!

J. H. v. Weßenberg.

VIII.

Pindar und Klopstock.

Zweifelnd fragen noch Tuiskons Söhne,
Ob wohl schöner Pindar's Siegestöne
Lauteten als Klopstock's Lobgesang?
Ob des edlen Griechen gold'ne Leyer,
Angereget von der Dichtkunst Feuer,
Höher als des Teutschen Harfe klang?

Mächtig klang, der kühnen Brust entflogen,
Wiederhallend an dem Sternenbogen,
Beyder Sänger weltgepries'nes Lied; —
Helden-Glanz mit Ehre zu belohnen,
Flochten sie die schönen Siegeskronen,
Deren Pracht vor uns so herrlich blüht.

Und von eig'nem Tugendsinn durchdrungen
Haben sie mit Männerstolz gesungen,
Denn ihr Herz schlug hoch gesinnt und frey;
Ja! sie ehrten hoch der Menschheit Rechte,
Und sie küßten nie als feige Knechte
Ruth und Kette nied'rer Sklaverey. —

Doch der Grieche sang nicht dem Vollbringer
Alles Guten, nicht dem großen Ringer,
Der des Todes starke Feßeln brach;
Sang dem Tag nicht, wo der Götter Hallen
Niedersanken, in den Staub zu fallen,
Als der Wahrheit lauter Donner sprach;

Nicht dem Heiland, welcher Menschenrechte,
Himmelstrost dem sterblichen Geschlechte,
Freyheit durch der Wahrheit Geist gebracht;
Dessen Lehre Frieden uns bescheret,
Dessen Beyspiel muthig sterben lehret
In dem Anblick ernster Todesnacht.

Diesem Helden eine Kron' zu reichen,
Deren Strahlen ewig nicht erbleichen,
Strebte, großer Klopstock! einst dein Lied;
Dich begrüß' ich in der Ehrfurcht Stille!
Teutscher Sänger! in des Geistes Fülle
War dein Herz für's Heiligste durchglüht.

Solch ein Lied hat Pindar nicht gegeben.
Mag sein Sängerton die Brust erheben,
Höher hebt dein heil'ger Harfenklang;
Mächtiger als er hast du gesungen;
Größ'res noch ist deiner Kunst gelungen,
Die dem Würdigsten mit Würde sang.

Fr. Sonntag.

Berichtigung.

In der Ode an Blücher, und zwar in der 2ten Zeile der 9ten Strophe (Bd. 1. S. 239) ist statt: „ächtend," zu lesen: „ächzend." Die übrigen, sehr wenigen und unbedeutenden Druckfehler, bedürfen keiner besondern Berichtigung.

Inhalt des 2ten Bandes.

I. Erinnerung an Herzog Christoph von Wirtemberg. (von Fr. Sonntag.) -- -- -- Seite. 3
II. Edle Züge einiger Fürsten aus dem sächsischen Hause. 20
III. Züge der Gottesfurcht aus dem Leben Friedrich Wilhelms des Großen von Brandenburg. -- -- 26
IV. Edles Benehmen des Kaisers Leopold des Ersten gegen den Prinzen Eugen. -- -- -- -- 32
V. Eigenhändiges Schreiben des Markgrafen C. Friedrichs von Baden an seine Minister. -- -- 36
VI. Ausgezeichnete Heldenthaten teutscher Fürsten. 42
VII. Sebastian Schertlin von Burtenbach. -- -- 47
VIII. Gerhard David von Scharnhorst. -- -- -- 51
IX. Preiswürdige Beyspiele freywilliger Aufopferung des Lebens. -- -- -- -- -- -- -- 56
X. Hochherziges Schreiben des teutschen Ritters Ulrich von Hutten an Friedrich den Weisen. (Uebersetzt von Münch.) -- -- -- -- -- 62
XI. Carl Prinz von Commerci. (von Fr. Sonntag.) 82
XII. Heldenmüthige Aeußerungen im Bewußtseyn des nahen Todes. -- - -- -- -- -- 91
XIII. Heldenthat einiger Bürger zu Wesel zur Zeit des dreyßigjährigen Kriegs. (von Fr. Sonntag.) 94
XIV. Kriegsruhm der Villinger. (von Jul Leuchtlen.) 103
XV. Teutschlands Heldinnen im Kampfe f. d. Befreyung ihres Vaterlandes von der fremden Oberherrschaft. 110
XVI. Heldenmuth eines fünfzehnjährigen preussischen Trommelschlägers in der Schlacht bey Leipzig. (Von Fr. Müller.) -- -- -- -- -- 122
XVII. Nikolaus Werner von Molsdorf. -- -- -- 125
XVIII. Religiosität teutscher Feldherren. (von Fr. Sonntag.) -- -- -- -- -- -- -- 129
XIX. Hohes Beyspiel kindl. Liebe. (von Ebendemselben.) 140
XX. Lieutenant von Katt. -- -- -- -- -- 144
XXI. Letzte Stunden J. Phil. Palms und Andr. Hofers. 151
XXII. Friedrich Staps. -- -- -- -- 163
XXIII. Franz Anton Egetmayer. -- -- -- 166
XXIV. Ferdinand von Schill. (von Fr. Sonntag.) 182
XXV. Gedichte (von J. H. Frh. von Weßenberg, Haug, Münch und Sonntag.) -- -- -- 211

BIBLIOTHEK AUGSBURG

Gp.

Sommerlatt

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sommerlatt, Christian Vollrath von

Züge teutschen Muthes und Hochsinns nebst einigen Gedichten verschiedenen Inhalts

Bd.: 2.

Basel 1821

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 9166 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250150-9